

27 962

Sammlung
beliebender Unterhaltungsschriften
für die deutsche Jugend

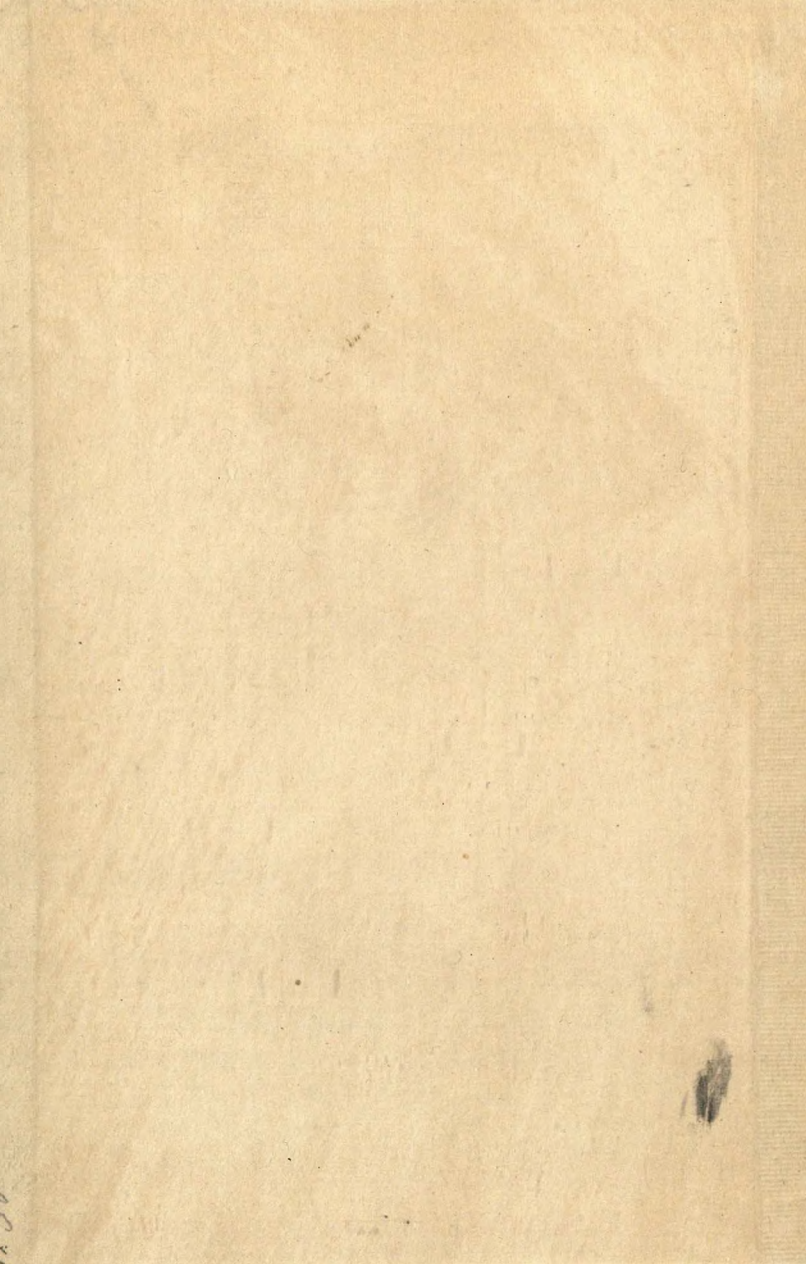
herausgegeben von
Hans Gollmer.

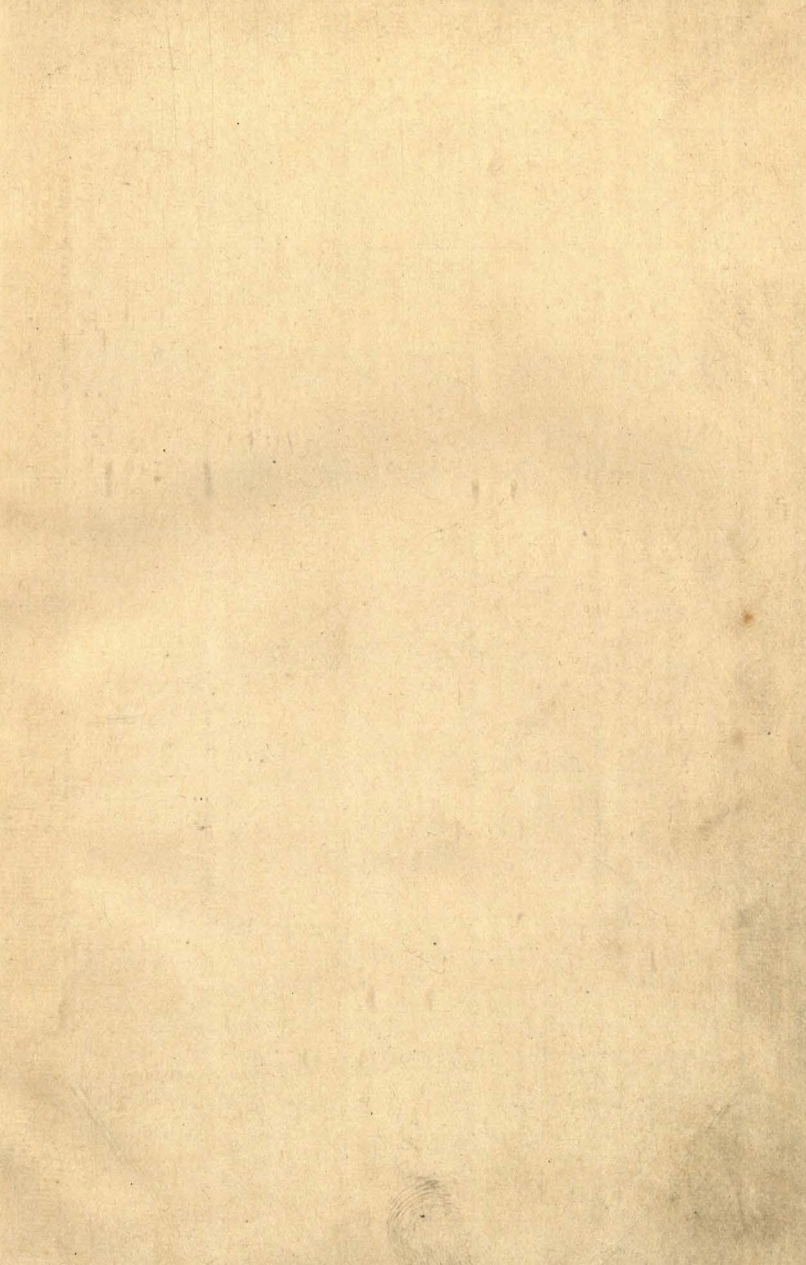
27

Streifzüge
durch Pampa und Cordillere
Argentiniens

von

Wilhelm Gollmer





Sammlung
belehrender Unterhaltungsschriften
für die deutsche Jugend

begründet und herausgegeben

von

Hans Vollmer



Band 27



Wah



Kordillerenlandschaft in Neuquén

Streifzüge

durch

Pampa und Cordillere Argentiniens

von

Wilhelm Ballentin

Mit 12 Illustrationen und einer Karte

1. bis 5. Tausend

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5167586



Hermann Paetel

Berlin 1908

P IV 20.

*Lit. podroznicze
Argentyna*



27962

Alle Rechte vorbehalten

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen, sind zu richten an Gymnasialoberlehrer Lic. Hans Bollmer in Hamburg 37, Klosterallee 23. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für evtl. Rücksendung beizufügen.

ZBIORNIKA
Kolegozbiorek
Zabezpieczenie

NH-67921

N-4769512/TFK

Vorbemerkung des Herausgebers

Wir freuen uns, unsern Lesern in dem vorliegenden Bändchen die eigens für unsere Sammlung geschriebenen „Streifzüge durch Pampa und Cordillere Argentiniens“ aus der Feder des als Kenner Südamerikas schon mehrfach rühmlich hervorgetretenen Kapitäns Dr. W. Ballentin bieten zu können. Unsere jungen Freunde werden bald genug selbst merken, daß aus dieser an reiz- und stimmungsvollen Landschaftsbildern reichen und auch der abenteuerlichen Erlebnisse keineswegs entbehrenden Darstellung mehr zu holen ist für Kopf und Herz als aus so manchem zwecklos aufregenden Indianerschmöker.

Ältere Schüler, die gern etwas Näheres über das Deutschtum im Ausland erfahren möchten, werden sich auch mit einer neuen Sammlung befreunden, die freilich in erster Linie für Erwachsene bestimmt ist, mit „Hermann Paetels Bücherei“, die, lange vorbereitet, eben jetzt ins Leben tritt. Dr. Ballentin steuerte hierzu als ersten Band eine Darstellung des „Deutschtums in Südamerika“ bei.

H a m b u r g, Juni 1908.

H. B.

Inhalt

	Seite
I. Eine Estancia in der Steppe. Die argentinische Pampa	1
II. Durch die Pampa nach Mendoza	16
III. In den Cordilleren. Über den Cumbre-Paß. Der Inka-See	24
IV. Die Pampa-Central. Santa Rosa de Loay. Natürliche Beschaffenheit	46
V. Ein Völkergemisch. Dorffiedelung der Deutsch-Russen. Puan. Eine jüdische Kolonie. General Ucha	57
VI. Strauße. Zum Rio Colorado. Beim Asado	69
VII. Die Gauchos. Sitten und Gebräuche	76
VIII. Die verzauberte Stadt	86
IX. Der König der Seen. Am Lago Nahuel-Huápi . . .	98
X. Über die Cordilleren nach Puerto Montt (Chile). Der Esmeralda-(Allerheiligen-)See. Am Lago Lanquihüé	108
XI. Am Rio Senguérr. Indianer. Der Puma (Silberlöwe). Guanacos. Im Tal des Schweizens. Am Rio Mayo	117



I.

Eine Estancia in der Steppe. Die argentinische Pampa.

Endlos dehnt sich vor mir die gewaltige Ebene, die unermessliche Pampa, im Morgensonnenstrahl; ein kühler Wind streicht sanft durch die schwankenden Steppengräser, die wie in Ehrfurcht erschauernd zum blauen reinen Himmelsgewölbe emporträumen. Aus dem nahen, mit hohem Niedgras bestandenen Sumpf rauscht ein grauer Reiher mit schwerem Flügelschlage empor, und hoch über mir kreist ein Raubvogel, ein Carancho, nach Beute spähend. Wo ich reite, ein märchenhaftes Schweigen. Sieghaft kraftvoll lebendige Farben schmücken den Himmel, und ein feiner, schleierartiger Dunst breitet sich über die ungeheure Fläche aus. Hier und da von dunklem Buschwerk durchsetzt, wird sie am duffigen Horizont von niedrigen, lichtblauen Hügelwellen abgegrenzt, die in dieser sonnengetränkten, vibrierenden Luft wie phantastische Gebilde einherzuschwimmen scheinen. So liegt sie da,

in der Sonne vollem Glanz, die weite, endlos weite Steppe, und ein sonnentrunkenener Spätherbsttag zittert über sie dahin.

Rüstig schreitet mein Roß vorwärts. Bald taucht in der Ferne eine dunkelblaue Baumgruppe auf, und seitwärts vom Wege sehe ich weidende Kühe, Pferde und Schafe, schöne, große und wohlgenährte Tiere. Ein Gaucho*) mit braunem Antlitz und schwarzem, straffem Haar, den zerknitterten Filzhut tief im Nacken, an den Stiefeln talergroße silberne Kadsporen, reitet grüßend an mir vorüber.

„Buen dia, señor!“

„Buen dia,“ erwidere ich. „Wie weit ist es noch bis zur Estanzia**) von Rosetti? — Ist dies der richtige Weg?“

„Si, señor; nur immer geradeaus. Dort drüben hinter den Bäumen liegt die Estanzia. — In einer guten Stunde könnt Ihr sie erreichen.“

„Gracias, señor!“ Ich faßte grüßend an den Hut und trabte von dannen. Gegen 11 Uhr befand ich mich in einer langen, von Weiden und Pappeln beschatteten Allee, an deren Seiten sich Alfalfafelder***) und Waldanpflanzungen, Park- und Gartenanlagen hinzogen. Noch 15 Minuten, — und ich hatte den geräumigen Hof des Gutes erreicht, wo ich von dem Besitzer aufs freundlichste empfangen wurde.

*) Sprich Gaitscho.

**) Estanzia = Besizung, Landgut.

***) Alfalfa = eine Art Luzerne.

Nach einem erfrischenden Bade und stärkenden Imbiß machten wir einen Rundgang durch die Estanzia.

Rosetti liegt an der Bahnlinie, die von Buenos Aires quer durch die Pampa westwärts über Mercedes und Mendoza zu den Cordilleren führt. Die Größe des Besitzes beläuft sich auf 4 Quadratleguas; das sind ca. 100 Quadratkilometer oder 25 000 Hektar = ca. 100 000 Morgen.

Vorwiegend wird hier Viehzucht getrieben. 9000 Rinder und ca. 10 000 Schafe finden auf dem Weideland, das durch Drahtzäune in verschiedene Koppeln, sogenannte „Potreros“, eingeteilt ist, ihre Nahrung. Stallfütterung ist unbekannt, da das milde Klima es gestattet, die Tiere Winter und Sommer, Tag und Nacht im Freien zu lassen, wo sie sich sozusagen von selbst ernähren. Andernfalls wäre die Unterhaltung und Beaufsichtigung dieser Massen nicht gut möglich. Nur für ein paar Kühe, die den täglichen Milchbedarf fürs Haus liefern, sowie für einige Rassepferde sind Ställe vorhanden.

„Für die Veredelung der Rasse ist im Lande sehr viel getan worden,“ so erzählte mir der Estanzieiro. „Tausende habe ich selbst schon für die Einführung von Stieren aus England und der Schweiz ausgegeben. Früher ging das ja alles regellos zu; heut aber wird mehr und mehr auf eine sorgfältige Zuchtwahl achtgegeben. — — Das dort z. B. ist eine Durham-Kreuzung.“

„Gewiß, der Erfolg bleibt auch nicht aus; man

sieht es ja deutlich. Diese herrlichen, starken, glatten Tiere!”

„Ja, und da drüben, sehen Sie, Doktor, die Schafe! Das ist eine allmähliche Kreuzung des heimischen Criolloschafes mit der Lincoln- und Rambouillet-rasse.“

„Das Landschap verschwindet wohl mehr und mehr, nicht wahr?“

„Es ist in dieser Gegend kaum mehr vorhanden; man findet es indessen noch in den entlegenen Provinzen des Nordens und in den Territorien Patagoniens. Aber es wird an Zahl weniger und weniger. — — Glauben Sie mir, Doktor, es hat Mühe gemacht, all dies zu erreichen. Heute rentiert sich das angelegte Kapital natürlich recht gut, und der Export sowohl von lebenden Tieren als auch von gestrorenem Fleisch wirft jährlich einen hübschen Gewinn ab. So z. B. gehen von hier und der Umgegend täglich ungefähr tausend Ochsen nach Buenos Aires zum Markt; fast ebensoviel Rinder und Schafe werden zu den Fleischextraktfabriken in Santa Elena und Fray Bentos transportiert. Das ist Verdienst, barer blanker Verdienst, bei verhältnismäßig geringen Unkosten.“

„Nun, ist die Beaussichtigung der Tiere denn nicht kostspielig? Ich denke dabei an die Entfernungen und die Mengen, señor.“

„Nein, das ist nicht so schlimm. Wie Sie schon bemerkt haben werden, reitet hierzulande fast alles; und so sind denn auch unsere Hirten beritten. Und das

sind verwegene, flinke Gesellen, diese Gauchos, die ihr Handwerk verstehen. In jedem Potrero weidet eine ziemlich große Anzahl Rinder zusammen mit Schafen und Pferden; für je 1000 Stück Rindvieh rechne ich etwa nur 2—3 berittene Peone*), die dann auch das übrige dort mitweidende Vieh zu beaufsichtigen haben. Sämtliche Peone stehen unter einem „Capataz“, dem Aufseher oder Inspektor, und sie alle arbeiten entweder mit festem Lohn oder auf Gewinnanteil.“

„Wie ist es denn mit den Viehseuchen bestellt?“

„O, da waren wir früher auch übel dran, und die Verluste in den Herden waren oft groß. Heute aber ist man mit der Verbesserung der Rasse auch vorsichtiger gegen Krankheiten geworden, weil man eben wertvolleren Besitz verlieren kann als früher. Man hat Einrichtungen getroffen, solchen Verheerungen unter dem Vieh vorzubeugen oder die Krankheiten gründlich zu heilen. — Wir wollen uns mal dorthin begeben, jenseits des Hofes; dort ist nämlich die Badeanstalt für unsere Schafe.“ — —

Wir langten bei einem ca. 30 Meter langen und ziemlich tiefen Graben an, der an den Seiten und auf dem Boden auszementiert ist; an beiden Enden befindet sich eine Rampe. Durch eine Pumpe wird dieser Graben mit Wasser gefüllt, dem eine bestimmte Lauge, Krätzeeseife, beigemischt ist. Da die Schafe vielfach an der Krätze leiden und diese Krankheit durch Übertragung

*) Peon = Knecht, Arbeiter.

ganze Herden verseuchen kann, werden sie hier gewaschen. Einzeln werden sie die Rampe hinunter in den Graben getrieben, müssen diesen der ganzen Länge nach durchschwimmen und kommen am andern Ende auf der Rampe wieder heraus, gereinigt bzw. desinfiziert durch das Laugenbad. —

„Sehen Sie, Doktor, das sind geringe Mühen und Unkosten im Verhältnis zu dem Nutzen, den ich bei einer rationellen Viehzucht erziele. Am wenigsten gewinnbringend ist vielleicht noch die Pferdezücht. Aber da lag ja auch eigentlich alles sehr im argen. Durch Vernachlässigung und Inzucht und den Mangel jeder Zuchtwahl war die eingeborene Criollorasse, eben unser Landpferd, total verdorben. Durch Kreuzung mit europäischen Tieren, z. B. Clydesdale und Yorkshire, hat man jetzt schon eine bedeutend bessere und größer gebaute Mestizorasse hervorgebracht. Boden und Klima sind eben der Pferdezücht hier in Argentinien besonders günstig, so daß auch die auf den großen Estancias betriebene Vollblutzucht vorzügliche Resultate ergeben hat. — — Sie wundern sich, Doktor, das alles in dem so verschrienen Argentinien vorzufinden, nicht wahr?“

„Offen gestanden, ja! Ich wundere mich über diese modernen, musterhaften und praktischen Einrichtungen.“

„Ja, Argentinien ist eben ein Land, in dem alles gedeiht. Sehen Sie z. B. hier, unsere prächtigen Parkanlagen!“

Wir standen vor einer riesigen Waldschonung, mit

Wandelgängen, breiten Alleen und Wegen und Rasenplätzen. Bäume aller Art sah ich hier, nach Jahrgängen geordnet, Eichen und Buchen, Birken und Pappeln und Weiden, Zypressen und Fichten ordnungsmäßig angepflanzt und sachgemäß gepflegt.

Nicht weit davon in der Nähe des Wohngebäudes lag der große Garten mit Gemüsebeeten und Obstbäumen.

„Ackerbau betreiben Sie wohl weniger, señor?“ fragte ich.

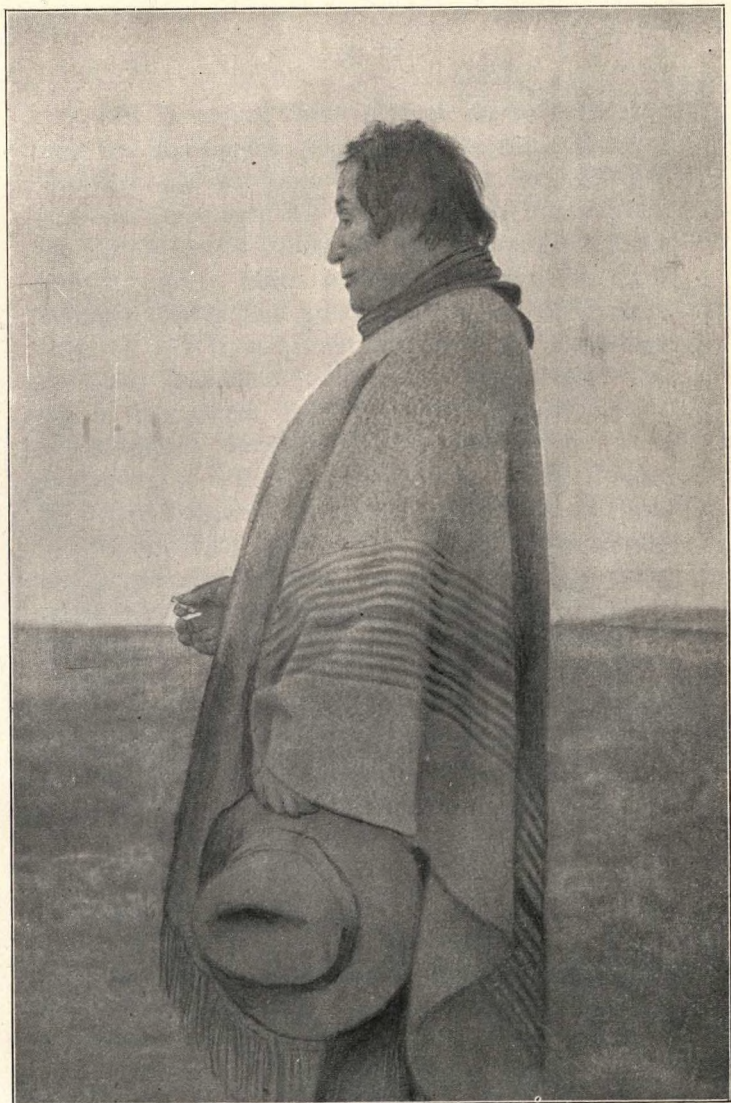
„Sawohl, nur wenig, nur so viel, wie zum eigenen Hausgebrauch erforderlich ist; dort weit hinten nach Osten zu liegen unsere Weizenfelder. Sonst aber baue ich viel Alfalfa an. Denn diese Futterpflanze dient dazu, die geeigneten Pampaländereien in wertvolles Weideland umzuwandeln. Sie dient ferner zur Aufbesserung des Bodens und bietet eben, da an Stalldüngung noch nicht zu denken ist, durch diese Vereinigung des Futteranbaues mit dem Weidebetrieb das einzige Mittel, die allmähliche Erschöpfung des Bodens zu verhindern. Dann aber ist die Pflanze äußerst nahrhaft, und das ist für den gewaltigen Viehreichtum, für die Erhaltung bzw. Verbesserung des Viehes selbst von bedeutender Wichtigkeit. Ohne Übertreibung kann man wohl sagen: die Viehzucht ist heute eine der lohnendsten Beschäftigungen in der argentinischen Republik.“

Mittlerweile waren wir zum geräumigen Hofe der Estanzia zurückgekehrt. Vor mir stand das schmucke

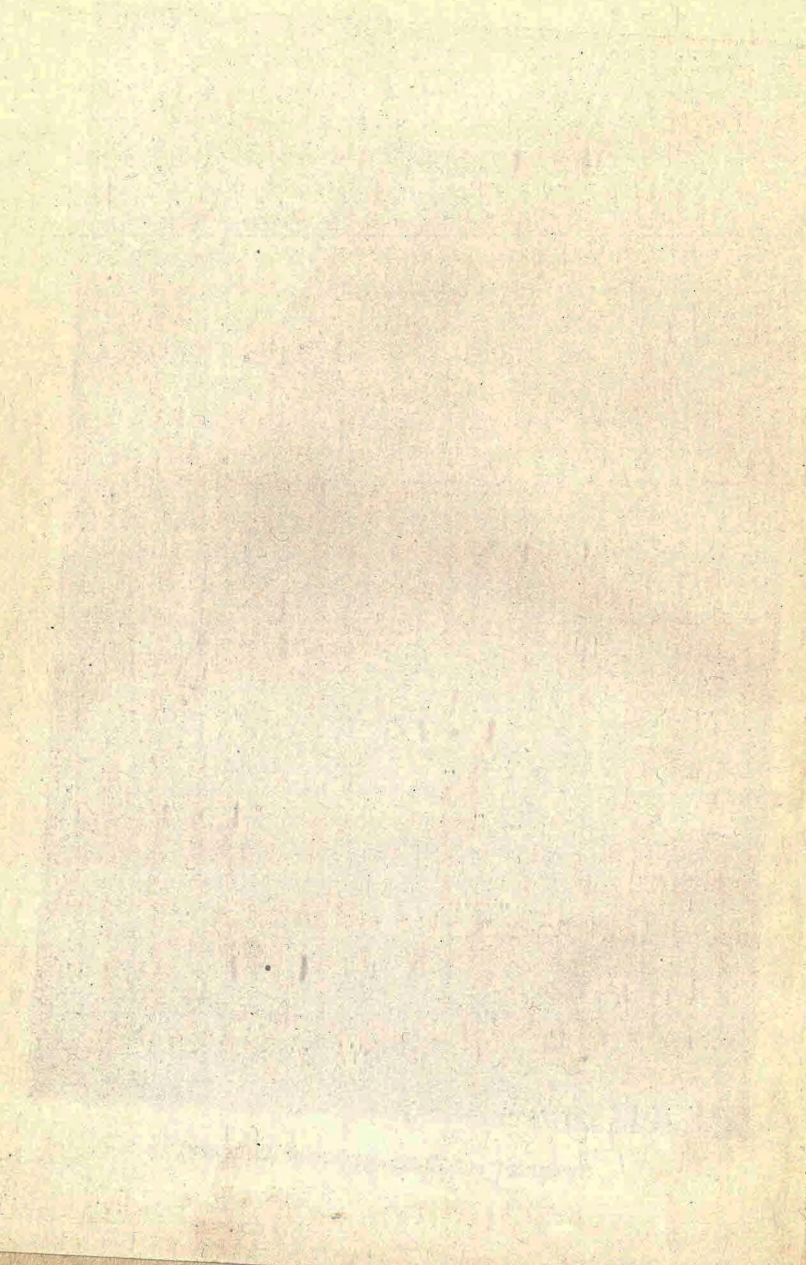
Wohngebäude der Gutsherrschaft, massiv aufgeführt mit Freitreppe und breiter Veranda, beschattet von grünem Gerank und Blattgewächs, umgeben von hohen, dunkellaubigen Bäumen und prachtvollen Gartenanlagen, in seinem Innern mit zahlreichen geräumigen und lustigen Zimmern, die mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet waren. Und solid, sauber und reinlich waren auch die Wirtschaftsgebäude, die Wohnungen für den mayordomo (Verwalter), für die Peone (Knechte), hell und licht die Stallungen für das Rassevieh, mit Wasserleitung und zementierten Futtertrögen. Sogar eine modern eingerichtete Bade- und Waschanstalt für das Gesinde und die Arbeiter war vorhanden. Überall herrschte Ordnung und peinlichste Sauberkeit, und ich empfing den Eindruck, daß hier ein wohldurchdachtes System den Gang der Dinge regierte.

Ich war erstaunt, so etwas Vollkommenes hier mitten in der Pampa vorzufinden, und sah nun, welche total verkehrten Vorstellungen man sich daheim von Argentinien und seinen wirtschaftlichen Verhältnissen zu machen pflegt. Wahnvorstellungen von einer Luderwirtschaft, und in Wirklichkeit — wie ganz anders!

Vor ca. 35 Jahren war dies ganze gewaltige Gebiet ja auch im wahren Sinne des Wortes noch Pampa, d. h. eine wüste, öde, endlose Steppe, in der die stolzen Indianerstämme frei und unabhängig umherstreiften. Dort, in diesem unermesslichen Reiche waren sie die Herren und dort herrschten sie frei in wilder Ungebundenheit. Und heute?



Indianer vom Araukanerstamm (Neuquén)



Das Dampfroß braust über die Ebene dahin, die einst die ergiebigsten Jagdgründe für die rothhäutige Menschenrasse abgegeben hatte, und da, wo einst der Fuß des Indianers das Pampagrass streifte, erheben sich heute blühende Ortschaften, Ansiedlungen und Wohnungen, stehen heute wogende Getreidfelder und blühende Gärten und grüne Waldungen. Nicht mehr lange — und schaurig und hohl hallt die Totenklage des letzten Indianers über die weite Pampa und bricht sich in tausendfach gellendem Echo an den starren, tränenfeuchten Felswänden der Cordilleren. Und stummtraurig, mit gramdurchfurchtem Antlitz schauen die ewigen Bergriesen in ihren Schneemänteln und funkelnden Eiskappen herab auf den „Letzten seines Stammes“, und aus finsternen, blaudunklen Klüften heult zornig der Sturmwind hervor, der Herold des Todes, der urgewaltige Sturm, der dahinfährt über jede Kreatur. —

Eine ganze Rasse mit ihren Stämmen und Familien hat seit Jahrzehnten bereits im dumpfen Gleichmut den langsamen, düsteren Todesmarsch in das ungeheure Massengrab der Völker angetreten!

* * *

P a m p a bedeutet „Fläche“, das „ebene Land“. Das Wort stammt aus der Indianersprache.

Den weitaus größten Teil Argentiniens nimmt diese gewaltige Tiefebene ein, die sich von der Küste des Atlantischen Ozeans bis zum Fuß der Cordillerenkette

erstreckt und nur hier und da von kleineren Gebirgssystemen, von einigen Bergzügen und Hügelreihen unterbrochen wird.

Im nordwestlichen und nördlichen Teil ist diese Pampa heiß und walddreich; dort befindet sich der Urwald, der sogenannte „Chaco“,*) der sich über den Rio Pilcomayo hinaus bis nach Paraguay und in das Innere Boliviens und Brasiliens hinein erstreckt.

Im mittleren Teil, der eigentlichen Pampa, die südwärts bis zum Rio Negro reicht, herrscht mäßiges Klima. Das Terrain ist ziemlich gleichförmig, hier und da leicht gewellt und in der Hauptsache von Baumwuchs entblößt, dafür aber mit guten Futtergräsern bestanden.

Der südliche Teil wird von den ausgedehnten Flächen Patagoniens gebildet und liegt in den Territorien Neuquén, Rio Negro, Chubut und Santa Cruz.

Das Wort „Patagonien“ kommt ebenfalls aus der Indianersprache und bedeutet „Hügel“, „Hügelland“ im Gegensatz zur flachen Pampa. Und in der Tat ist das Land auch mehr gewellt, uneben, zerschnitten und erscheint insbesondere wegen des terrassenförmigen Anstieges nach den Vorderkordillern zu mehr hügelig als die eigentliche Pamparegion.

Die Annahme liegt nicht zu fern, daß Patagonien und das Pampagebiet, also das gewaltige La Plata-Becken, die Reste eines in Urzeiten untergegangenen

*) Dr. W. Ballentin. Paraguay. Das Land der Guaranis. Herm. Paetel, Berlin 1907. S. 265 ff.

Kontinentes sind, der im Kampf der tobenden Elemente auf einer Seite im Weltmeer versank und sich auf der andern Seite, im Westen, aus Feuerschlünden und Wasserrwogen in starrer Majestät erhob. Im Laufe der Zeiten trat dann auch für den östlichen Teil, die heutige Pampa, allmählich eine Hebung ein, und so kommt es, daß diese mit fruchtbarem Alluvialboden bedeckt ist. Hauptsächlich setzt sich dieser aus Tertiärsedimenten*) zusammen und ist meistens Lehmboden, durchzogen von Tonsschichten und stark vermengt mit Kalkmergel, überlagert hier und da von vulkanischen Konglomeraten, Porphyren und Zersekungsprodukten verschiedenen Eruptivgesteins, in denen Quarz und große Mengen Feldspat vorhanden sind. Der große Kalkgehalt des Bodens bedingt den außerordentlichen Nahrungswert der dortigen Futterpflanzen, die wiederum für die kräftige Entwicklung der Viehzucht ausschlaggebend gewesen sind.

Weiter im Westen herrschen kristallinische Gebilde vor, vermengt mit Feldspat; und nach dem Gebirge zu erscheinen unter diesen Tertiärsedimenten schiefrige Kreideschichten, Tonschiefer und quarzitischer Sandstein in grobkörnigem, wie auch in ganz feinem, außerordentlich dichtem Zustande. Hieran schließt sich dann das Urgestein mit seinen gewaltigen Granitmassen.

*) Produkt der auflösenden oder niederschlagenden Tätigkeit des Meeres aus dem dritten der Zeitabschnitte, in die man die Entstehungsgeschichte der Erde einteilt; vgl. Band 21 dieser Sammlung „Die Entstehung der Erde“ von M. Wilhelm Meyer (Berlin 1907). S. 4. 34 ff.

Die natürliche Fruchtbarkeit ist demnach ganz außerordentlich groß; hier liegt das Material für einen ertragreichen Boden, der sich in bevorzugter Weise für den Getreidebau eignet, und zwar in erster Linie für den Anbau von Weizen und Luzerne. —

Noch vor etwa 30 Jahren konnte man in Büchern und Berichten lesen, daß die Pampa eine vegetationslose Wüste sei, und daß sich bis zum Fuß der Anden hin eine heiße Salzsteppe ausbreite, die nichts hervorbringe als Salz und Salzpflanzen, mit dürrem, trockenem Sandboden, dessen Haupteigenschaft Wassermangel sei. Noch Ende der siebziger Jahre sprachen sich wissenschaftliche Urtheile sogar dahin aus: „Die Pampa eignet sich nicht zum Getreidebau“. Was man sich damals — zum Teil auch heute noch — unter „Pampa“ vorstellte, ist verkehrt. Topographisch betrachtet zeigt ja das Land wohl recht ebenen Charakter, ist jedoch stellenweise von so vielen Bergrücken und Hügelreihen durchzogen, und besitzt streckenweis so viel Baumbestand, der, inselartig eingestreut, mit dem ausgedehnten Graslande abwechselt, daß hier der allgemein gebräuchliche Begriff „Pampa“ gar nicht mehr am Platze ist.

Gewaltige Strecken jenes Steppenlandes sind heute schon in fruchtbare Äcker umgewandelt, auf denen Weizen, Mais, Gerste, Hafer und Alfalfa vortrefflich gedeihen.

Vermöge dieser günstigen natürlichen Vorbedingung ist heute Argentinien auf dem Wege, ein

Ackerbau land zu werden, ja, es ist dies schon geworden. Es hat begonnen, den Schwerpunkt seiner wirtschaftlichen und damit auch seiner sozialen und kulturellen Entwicklung allmählich zu verschieben. Gesundere, gleichmäßigere Verhältnisse sind dadurch geschaffen worden gegenüber den oft regellosen Zuständen, die in früheren Jahrzehnten herrschten. Das ist von bedeutendem Wert nach jeder Richtung hin, für die Rechtsverhältnisse des Landes, für das gesamte Erwerbsleben, das Verkehrswesen, für Handel und Gewerbe.

Es ist Tatsache, daß 1891 alles bebaute Land eine Fläche von nur etwa 3 Millionen Hektar einnahm, daß dagegen 1903 diese bebaute Fläche fast 10 Millionen Hektar und 1905 mehr als 13 Millionen (13 081 461) Hektar betragen hat. Es ist Tatsache, daß die allein mit Weizen bebaute Fläche in demselben Zeitraum von kaum mehr als 1 Million auf etwa 4 Millionen Hektar angewachsen ist und 1905 bereits $5\frac{1}{2}$ Millionen Hektar (5 675 293 Hektar) erreicht hat.

Wie viel anbaufähiges Land überhaupt noch vorhanden ist, das hat man wohl schätzungsweise ausgerechnet; indessen haben solche Zahlen ihrer Ungenauigkeit wegen geringen Wert. Sicher ist nur, daß es noch Millionen von Hektaren sind. Und ebenso kann man heute sicher annehmen, daß Argentinien in nicht zu ferner Zeit das beste und größte Weizenland der Erde sein wird. Im Jahre 1904 exportierte Argentinien an Weizen nahezu 3,5 Millionen Tonnen (3 341 888,6), dasselbe Argentinien, das in den sechziger Jahren ge-

nötigt war, sein Mehl aus Nordamerika und Chile zu importieren. Deutschland allein bezog 1904 von der argentinischen Republik für 78,4 Millionen Mark Weizen.

Ursprünglich war ja der Hauptteil der argentinischen Tiefebene von Viehherden besetzt, die den Großgrundbesitzern gehörten. Ihr Eigentum an Latifundien*) stammte noch aus der spanischen Zeit oder von späteren Regierungsschenkungen her. Ein anderer Teil des Landes wurde von zahlreichen kleineren Herden beweidet, deren Eigentümer keinen Grund und Boden besaßen,**) ein Umstand, der bei dem damaligen minimalen Bodenwert gar nicht in Betracht kam. Die Bevölkerung war noch äußerst gering, die Viehwirtschaft äußerst primitiv, nur Weide, wie sie die Natur hergab, keine Einzäunung, nur eine geringe Anzahl künstlicher Brunnen, keine rationelle Zucht, keine Pflege, alles Vieh geradezu wild oder verwildert. Dann begann die Kolonisierung. Regierung und Privateigentümer vermaßen einige Ländereien und zerteilten sie; eingewanderte Familien kauften sich auf diesen kleineren Gütern an und bauten Weizen und Wein. Bald fing das umliegende Land an sich zu bewerten, und gleichzeitig begann die Verdrängung der kleinen Vieheigentümer ohne eigenen Landbesitz. Der Eisenbahnbau aber ermöglichte erst die Kolonisierung in größerem Maßstabe;

*) Sehr ausgedehntem Grundbesitz.

**) Vergl. Dr. W. Ballentin. Chubut. Im Sattel durch Cordillere und Pampa Mittelpatagoniens (Argentinien). Berlin 1906. Hermann Paetel. S. 183.

mehr und mehr Land wurde vermessen, zerteilt, verkauft, und noch mehr wurde verpachtet.

Im gleichen Maße vollzog sich ein totaler Wechsel im Betrieb der Viehwirtschaft: Einzäunung des Weidelandes, Zucht und Import von Rassevieh, Rücknahme des verpachteten Weizenlandes und dessen Umwandlung in künstliche Weide durch Anbau der Alfalfa. Die Milchwirtschaft breitete sich aus, und mit ihr wurde das wilde Vieh in zahmes verwandelt.

Dann tritt zeitweise eine Rückwandlung ein; das alte Weide- oder Weizenland wird mit Mais bebaut und entsprechend seinen höheren Erträgen und seiner intensiveren Bearbeitung weiter zerteilt. Im allgemeinen kann man die einzelnen Stadien dieser fortschreitenden Bewirtschaftung von der Küste und den Hafenzstädten aus nach dem Innern zu deutlich verfolgen.

Der letzte Schritt, der vom Weizen- zum Maisbau, hat sich z. B. in der Provinz Santa Fé mit erstaunlicher Schnelligkeit vollzogen.

So ist denn heute und schon seit Jahren ein großer Teil der Pampa, dieser gewaltigen Steppe, verschwunden oder hat sich so verändert, daß man sie vergeblich in den endlosen Getreide- und Futterfeldern sucht, die gerade die Gebiete der ehemaligen Pampa bedecken.





II.

Durch die Pampa nach Mendoza.

Gleichmäßig rollt der Zug der Pazifikbahn dem Westen zu. Und überall die ungeheure, schier unendliche Pampa. Ebene von einem Horizont zum andern; nichts als Ebene, Gras und Himmel; hier und da ein einzelnes, niedriges Haus oder eine Hütte. Dann wieder weidende Rinderherden und vorbeigaloppierende Pferde; quer über die Ebene langsam sich fortbewegend eine Schafherde; im weiten Hintergrunde einige Reiter, berittene Hirten. Da taucht zu beiden Seiten des Bahndammes frisch gepflügtes Ackerland auf. Wir sind in der Nähe von *Rufino*, einem kleinen Pampastädtchen, dessen 2500 Bewohner zum größten Teile aus Italienern sich zusammensetzen. Italienische Bauern beackern hier den ursprünglichen Pampaboden und bauen Weizen an. Augenblicklich sind sie auf ihren kleinen Besitzungen mit Pflügen und Säen beschäftigt. In 5—6 Monaten, also in der Sommerzeit November, Dezember, Januar, entwickelt sich hier ein

Lebensfrisches Bild. Goldgelb wogende Weizenfelder, soweit das Auge reicht; gebräunte, kräftige Männergestalten mit breitrandigem Strohhut und aufgestreiften Hemdärmeln, Frauen und Mädchen mit buntpfarbigen Kopftüchern und entblößten Armen und Schultern bei der Arbeit. Das mit der Mähmaschine niedergelegte Getreide wird von ihnen zu Garben gebunden und aufgeschichtet. Starke Arme reichen es weiter zur Dreschmaschine, deren Fauchen und Zischen wie der gleichmäßige Taktschlag durch dieses emsige Getriebe unaufhörlich hindurchtönt. Eine rege Geschäftigkeit, auf die vom stahlblauen Himmel herab die glühenden Sonnenstrahlen herniedersengen.

Und doch, richtig genommen, sind die Italiener*) für das Land selbst wirtschaftlich nicht von Vorteil. Sie warten eine günstige Ernte ab, ziehen das Geld aus dem Grund und Boden und wandern mit gefüllten Taschen heimwärts. Man merkt das schon an ihren Wohnungen, die vielfach kaum ein menschenwürdiges Dasein bedingen. Da ist nichts zu sehen von einem auch nur primitiven Komfort, wie ihn sich z. B. die Deutschen sogleich einzurichten bestrebt sind; da sieht man keine Gemüsegärten und schattigen Baumanpflanzungen um die Lehmhütte herum, nichts von Früchten und Obstbäumen, wie bei einer deutschen Ansiedlung. Alles fahl, unschön, unfertig und häßlich, wie der

*) Vergl. Dr. W. Ballentin. Das Deutschtum in Südamerika. Hermann Paetels Bucherei, Berlin 1908.

erste Blick zeigt, nicht berechnet auf ein Dableiben im gefestigten Heim. So gibt es z. B. in ganz Rufino, diesem echten Typus italienischer Kleinbauernwirtschaft, nicht einmal selbstgezüchtetes Gemüse und Obst. Was dort gebraucht wird, kommt von Buenos Aires oder Rosario und ist insolgedessen teuer und schlecht. Ebenso müssen Butter und Eier sowie Käse von außerhalb, meistens ebenfalls von Buenos Aires und Rosario, eingeführt werden. Es ist eben alles auf Raubbau abgesehen; jeder ist nur darauf erpicht, Vieh zu züchten und Getreide zu ernten zum — Verkauf. Geld ist die Lösung und wieder nur Geld!

Aber das hat sich nun mal in Argentinien festgesetzt, dieser mehr und mehr hervortretende brutal-egoistische Zug des Nordamerikaners, der ohne Bedenken seinem Leitspruch folgt: nur Geld verdienen und reich werden! Alles ist hier kaltes Geschäft, bei dem jedes Gefühl moralischer Verantwortung fortfällt. Das findet aber in natürlichen Ursachen seine Begründung, in Bodenbeschaffenheit und Klima, die ja die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Betätigung bedingen im Gegensatz z. B. zu Brasilien. In den südlichen Staaten Brasiliens herrscht Kleinbetrieb, in Argentinien Großbetrieb vor; Brasilien mit seinen Südstaaten ist das Land für den kleinen Kapitalisten, für den tüchtigen Auswanderer, der nur über wenige Mittel verfügt; Argentinien dagegen ist das Land für das spekulierende Großkapital.

„Es liegt“ — so äußerte sich einmal ein Bekannter,

der jahrzehntelang in Argentinien ansässig ist — „ein eigentümlicher Zauber hier in diesem gottgesegneten oder gottvergessenen Lande — jeder kann's ja nennen, wie's ihm paßt — ein Zauber, der unser Gewissen weit und elastisch macht. Es tragen Luft und Wind, der Himmel und die Erde und das Klima dazu bei, die ganzen Verhältnisse helfen mit, daß der Mensch hier nach längerem Aufenthalt eben lag wird in seiner Moral. Es grinst dich hier nicht an jedem Feldwege eine Verbottafel an, hier steht nicht alle hundert Schritte ein lebendig gewordenes Gesetzbuch in Uniform, das die Länge deiner Schritte kontrolliert und schon durch seine Gegenwart dir die Paragraphen des Strafgesetzbuches in ständige Erinnerung bringt. Wie der Horizont in diesen ungeheuren Ebenen der Pampa ein ganz anderer, weiterer ist als daheim zwischen unseren Hügeln und Bergen, so eröffnet sich den menschlichen Trieben und Leidenschaften ein unbegrenzteres Feld. Die menschlichen Handlungen dürfen hier nicht so engherzig und nach dem Maßstabe von drüben gemessen werden. Man braucht deswegen noch lange nicht zum Halunken zu werden. Ich meine nur, daß, wenn sich einmal ein fremdes Huhn in unseren Topf verirrt, oder sich ein Sack Weizen mehr auf deinem Wagen befindet, als du auf deinem ‚recibo‘ (Empfangschein) hast, du nicht etwa Bauchgrimmen kriegst vor lauter Gewissensbissen, sondern dir das Huhn wohlschmecken läßt, und beim ersten Halt den überzähligen Sack deinen Pferden in den Futtertrog schüttest. Sieh, wenn meine Pferde

die ganze Nacht im grünen Weizen des Kolonisten gestanden haben, und ich habe das Pech, daß derselbe die Gähle am Morgen eintreibt und ich muß für jedes Pferd einen Taler Strafe bezahlen, dann regt sich mein Gewissen und ich fühle ordentlich, daß ich ein Sünder, ein großer Sünder bin. Bin ich aber früher aufgestanden und habe meine Pferde zu rechter Zeit aus dem Weizen getrieben, ohne daß mein armer Kolonist etwas merkt — und er merkt es so selten oder dann, wenn es zu spät ist — so freue ich mich darüber, daß die Gähle sich wieder mal so recht vollgefressen haben, und mein Gewissen sagt mir — nichts.“*)

Eine eigentümliche Moral, aber — wahr, leider zu wahr! — —

Weiter westwärts wird der Boden sandig; niedrigeres, staubbedecktes Strauchwerk tritt zutage, und ab und zu erscheinen kleine Baumgruppen. Dann tauchen Weiden mit ihren vollen, massigen Kronen und erdwärts hängenden Zweigen auf. Dort zieht sich eine Pappelallee durchs Gelände und dahinter schimmert ein steinernes Häuschen ohne Giebel, mit einer Mauer umgeben. Eine Schafherde weidet in der Nähe des Bahndammes, und links zieht sich ein frisch gepflügtes Ackerfeld bis zum Horizont hin, wo eine kleine Hütte friedlich aus schattenspendendem Buschwerk hervorlugt. Dann mehren sich die menschlichen Behausungen. Die eintönige, graugelbe Farbe der Landschaft wird durch-

*) Argentin. Wochenblatt 1905.

brochen von dunklen Flecken, grünen Flächen und von blaudunklen Baumgruppen, die, meist aus hochragenden Pappeln und massigen Weiden bestehend, hier dem Bilde ihr typisches Gepräge verleihen. Bald erscheinen zu beiden Seiten der Bahn Weinberge; wir nähern uns der altberühmten „Weinstadt“ Mendoza.

Sie liegt 830 Meter über dem Meeresspiegel in einer fruchtbaren Ebene, am Fuße des mächtigen Cordillerengebirges; das Klima gehört zu den angenehmsten in Südamerika. Die Bevölkerung beläuft sich auf zirka 20000 Seelen, von denen etwa zweihundert Deutsche sind.

* * *

Vor der Erbauung der Eisenbahn brauchte man zur Reise von Buenos Aires nach Mendoza im Ochsenkarren zwei Monate. Später wurde eine Beförderung in Eilwagen eingerichtet, die drei Wochen erforderte. Jetzt fährt dreimal wöchentlich ein Zug der Pazifik-Eisenbahn, der „Ferrocarril del Pacific“, in zwanzig Stunden in die Weinregion Argentiniens. Über Mendoza scheint ein unglückliches Geschick zu walten. Bereits 1861 und 1903 wurde die Stadt durch Erdbeben heimgesucht. Im Jahre 1861 kamen etwa 10000 Menschen ums Leben. Die Trümmer zweier Kirchen und einiger Häuser erinnern noch heute an jene schreckliche Zeit. Abends gegen acht Uhr begann damals ein unterirdisches Getöse, dem gleich darauf ein heftiger Erdstoß folgte, der in wenigen Sekunden

die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte. Die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie bei dem ersten Stoß sofort Rettung unter den Tür- oder Fenstergesimsen suchten, die, fest ineinandergesüßt, dem Kopf Schutz boten.

Im August 1903 zerstörte das Erdbeben mehrere „Bodegas“, das heißt im großen Maßstabe angelegte Depots für die gewaltigen, in jener Gegend produzierten Weilmengen, und verursachte dadurch eine wahre Weinslut in den Straßen, und vor zwei Jahren hat das Schicksal wiederum mit furchtbarer Gewalt an die Tore der schwer heimgesuchten Stadt angeklopft.

Wie bereits erwähnt wurde, heißt Mendoza die „Weinstadt“. Neben der spanischen Rebe mit der großen Traube werden dort deutsche und französische Reben aller Art angebaut. Der größte Teil der Weingärtner und Weinproduzenten besteht aus Italienern; aber auch Deutsche nehmen regen Anteil an der Erzeugung dieses Göttertranks. Da ist z. B. die Kellerei von C. Kalleß, einem Ostpreußen, deren ganze Einrichtung mit elektrischer Kraft betrieben wird und als Musteranlage bezeichnet werden kann; ferner die Kellereien und Weingärten von A. Runge, einem Westpreußen, und die bewährte Champagnerfabrik von J. v. Troll.

Um Mendoza herum trifft man nicht Weingärten von einigen Morgen Fläche an, sondern Weinanpflanzungen von 200 Hektar und mehr an Ausdehnung. Wie in Argentinien überall, so gibt es auch hier nur Großbetrieb.

Die Stadt ist sehr weitläufig gebaut. Die Straßen sind breit, durchweg mit riesigen Bäumen, meistens Pappeln, bepflanzt. Die ausgedehnte Plaza, der Marktplatz, wird mit großer Sorgfalt instand gehalten und namentlich von der guten Gesellschaft Mendozas fleißig besucht. An schönen Sommerabenden spielt dort mehrmals in der Woche eine Musikkapelle. Dann bietet sich Gelegenheit, die schönen, glutäugigen Mendozanerinnen und ihre eleganten Toiletten zu bewundern. Hübsche, stolze Erscheinungen, umwoben von dem Hauch einer eigenartigen südlichen Schönheit und wunderbaren Anmut, habe ich dort gesehen. Solche Abende, an denen der Vollmond am wolkenlosen, tiefblauen Himmel steht und eine balsamische, windstille Luft die Sinne kosend umschmeichelt, wenn auf Ruinen und Trümmer das bleiche Mondlicht herniederzittert und im Silberdust alle Fernen nebelhaft versinken: solche Abende in Mendoza mit der fremdartigen Umgebung vergißt man niemals.





III.

In den Cordilleren.

Über den Cumbre-Paß. Der Inka-See.

Seiner geographischen Lage nach erstreckt sich Argentinien über mehr als 33 Breitengrade. Mit den nördlichen Provinzen Salta, Jujuy und Formosa reicht es weit in die tropische Zone hinein, bis über den 22. Grad südlicher Breite, während der südliche Teil, Feuerland, am 55. Grade, der kalten Zone nahekommt. Infolge dieser gewaltigen Längsausdehnung umfaßt das Land denn auch alle Klimate in ihren verschiedenen Abstufungen, derart, daß dem Auswanderer, dem Kaufmann, dem Ansiedler usw. die Möglichkeit gegeben ist, hier nach freiem Ermessen das Feld seiner Tätigkeit auszuwählen, eine Möglichkeit, die z. B. in Tropenländern nicht besteht. Ich denke dabei an Landgebiete in Zentralafrika, Mittelamerika, in der Südsee und dergleichen mehr, wo überall das heiße, unzuträgliche Tropenklima herrscht. Bei einer solchen Auswahl werden natürlich die mittleren und südlichen Gegenden Argentinien's zunächst in Betracht kommen,

und zwar sind das jene, die etwa zwischen dem 28. und 50. Breitengrade liegen.

Hier herrscht ein gemäßigtes Klima, im Norden freilich noch etwas warm, aber je mehr man sich dem 50. Grade südlicher Breite nähert, mehr und mehr ähnlich unserem heimatlichen Klima mit einem herrlichen Sommer und einem erfrischenden, nicht zu strengen Winter; also außerordentlich zuträglich und geeignet für den Mann aus Mittel- und Nordeuropa. Das ist ein Vorzug, den man nicht hoch genug veranschlagen kann, eben weil ihn nur wenige, ich möchte sagen, gar keine überseeischen Länder südlich des Äquators aufweisen; und andere Länder, die diese Gunst des Klimas besitzen, sind leider schon wirtschaftlich vergeben. Zur besseren Veranschaulichung möchte ich nur kurz anführen: wo Afrika im Süden schon aufhört, liegt etwa Buenos Aires, und da ungefähr fängt das mittlere und südliche Argentinien an.

Ebenso verschiedenartig wie das Klima ist bei der großen Flächenausdehnung auch die Bodengestaltung. Im allgemeinen steigt das Terrain von der Küste des Atlantischen Ozeans langsam nach Westen zu an bis zu dem Fuße der Cordillerenkette, des bedeutendsten Gebirgssystems des südamerikanischen Kontinents.

Im Norden Argentinien's bilden diese Gebirgszüge die gewaltigen Hochflächen von Atacama und Tujun, ca. 4000 Meter über dem Meeresspiegel liegend, mit ausgedehnten Talebenen und Schluchten. In den

mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln von Cachi erreicht das Hochgebirge mehr als 6000 Meter Höhe und zieht sich dann, wuchtig und massig hingelagert, unterbrochen von vielen tiefen Einschnitten, hinunter nach Süden, wo etwa westlich von Mendoza der alte Krater, der *Acocagua*, sich stolz und trotzig bis zu 7135 Meter emporreckt. Eine starre, wilde Welt herrscht hier vor, eine öde, grausige Einsamkeit inmitten einer Natur, die im eisigen Hauche von Schnee und Gletschern wie erstorben erscheint. Leblos, vegetationslos ist alles rings umher hier hoch oben in einer gigantischen Fels- und Trümmerwelt.

Weiter nach Süden wird das *Kordilleren-* oder *Andengebirge* allmählich niedriger. Es bildet mehrere Gebirgszüge, die von herrlichen, äußerst fruchtbaren Längs- und Quertälern unterbrochen werden, tritt im Westen bis dicht an den Stillen Ozean heran, wo malerische Buchten mit vorgelagerten Inseln entstanden sind, und endet dann in der Südspitze des Kontinents.

Die westlichen Abhänge, also nach Chile zu, sind steil, während nach Osten das Gebirge in Terrassen allmählich abfällt und langsam in die große Tiefebene, die gewaltige *Pampa* übergeht.

Wie ich schon angedeutet habe, besteht die Vegetation im Norden des Gebirges meist aus krüppelhaftem Gestrüpp. Sie beginnt erst bei ungefähr 37 Grad südlicher Breite und entfaltet sich nun weiter südwärts zu einer Großartigkeit und Schönheit, die ihresgleichen suchen dürfte. Ein wunderbarer Hochwald in diesem

südlichen Teil liefert Nutz- und Brennholz in Fülle und Fülle. Zypressen- und Buchenwäldungen bedecken die Hänge; Lingue und Coihue (Buchenarten) kommen hier in prächtigen Exemplaren vor. In den tief eingeschnittenen Tälern gibt es humusreichen, noch jungfräulichen Boden, der sich für Ackerbau vorzüglich eignet; die gewaltigen Talsohlen, die Abhänge, der Waldboden bieten ein vortreffliches Weideland. Dazu die vielen Bergseen, die Quellen von Gebirgsbächen und Flüssen — sie schaffen einen Wasserreichtum, der sonst auf der Pampa oder in andern Teilen des Landes nicht vorhanden ist.

Eine wunderbare, herrliche Alpenwelt tut sich hier in den südlichen Cordilleren auf mit Szenerien, die in ihrem Typus ungefähr zwischen den Landschaften der Schweiz und denen Norwegens ihren Platz finden.

Außer den Cordilleren gibt es innerhalb Argentiniens noch andere, niedrige Gebirgssysteme, wie z. B. im Nordwesten, in Tucuman, in Cordoba, dann im Südosten der Provinz Buenos Aires, in Entre Rios und so weiter.

* * *

Es war an einem hellen, sonnenbeglänzten Morgen, als ich auf dem Wege nach Mendoza zum erstenmal die Cordilleren erblickte, jene ungeheure Gebirgserhebung, die wie ein einziger mächtiger Wall den südamerikanischen Kontinent von Norden nach Süden durchzieht.

Schneebedeckte Berge und Kuppen, zerrissene Facken, langgestreckte Rücken, deren helles Weiß eigenartig von der tiefblauen Schattenfarbe der Schluchten sich abhebt, ragen mit scharfen Konturen in die klare Luft hinein, während der Fuß dieser Massenerhebung im nebeligen Dunst der Ebene allmählich verschwindet. Ein herrlicher Anblick, dessen Reiz durch die Mannigfaltigkeit der Farbe in der Landschaft noch erhöht wird. Bald indessen ändert sich das Bild. Pappeln und Weiden, die der Gegend bisher ihr charakteristisches Gepräge gegeben haben, werden seltener; niedriges Gestrüpp, mit Kakteen gemischt, tritt auf; das Geröll wird gröber, namentlich in den breiten Flußläufen mit ihren senkrechten Auswaschungen, und bald verdeckt die erste vorgelagerte Bergkette, die Sierra de Uspallata, jede weitere Aussicht. Nur der Tupungato schaut mit schneeigem Haupt und runzligem Antlitz über die dunkle Wand herüber. Er ist alt geworden, dieser 6179 Meter hohe Bergriesen, und scheint auszuruhen von seiner früheren vulkanischen Arbeit, die seine Lebenskraft verzehrte. Aber die Kraterbildung und die Lavamassen deuten heute noch auf seine Vergangenheit hin. Bei Cañöuta hat die Bahn bereits eine Höhe von 1245 Metern erreicht. Hier befinden sich natürliche Mineralquellen, die wegen ihres Eisen- und Schwefelgehalts zu Bädern benutzt werden. Zerklüftet und zerrissen erscheint das Gelände. Scharf markiert sich die Schichtung im Sedimentgestein, meistens Konglomerat mit silurischem Schist (vgl. Bd. 21 S. 69) und darüber

braunrote, gelbe Massen gelagert, die unserem Tuff nicht unähnlich sind. Im allgemeinen fallen diese Schichten nach Westen ein; häufig indessen auch nach entgegengesetzter Richtung, dort, wo eine Hebung oder ein Zusammenbruch infolge der Tätigkeit gewaltiger Naturkräfte stattgefunden hat.

Und höher und höher leucht die Lokomotive. Oft ist der Zug wie eingekleimt in Felsmassen, die jede Aussicht völlig verschließen. Dann öffnen sich wieder unvermutet die rauhen, verwitterten Gebirgswände, und man hat einen wunderbaren Weitblick auf schneebedeckte Gipfel, tiefe Täler und Schluchten, deren Geröll von einem rauschenden Sturzbach befeuchtet wird. Auch in der Farbengebung wechselt die Landschaft ungemein. Hell- und dunkelrot leuchtet das Gehänge; schwarzgrau lagert daneben die Masse eines Eruptivgesteins; gelblichgrün schimmern die mächtigen Trümmerhalben. Dazwischen glänzt das niedrige Gras sowie das spärliche Gestrüpp in frischgrüner Farbe, und wie Fetzen weißer Leinentücher nehmen sich die in Bergrißen und Senkungen angesammelten Schneemassen aus.

Kahl und öde ist der ca. 1800 Meter hoch liegende Uspallatapaß. Die Vegetation wird hier bereits recht gering, und über die nackten Gesteinsmassen braust ein kalter Wind. Quarzit und Sandstein und schieferiger Schist, dazwischen Diabas und Mergel, treten zutage; in mächtigen Bänken durchziehen die Ablagerungsschichten die sich aufstürmenden Gebirgsmassen, die reich an Erzen sind. In der Nähe von Uspallata gibt es

mehrere Gold- und Silberminen. Indessen sind sie wegen der fehlenden oder doch schwierigen Kommunikation noch nicht ausgebeutet worden. Vielleicht nicht mit Unrecht erzählt man sich im Volke von ungeheuren Schätzen, die hier vergraben liegen und noch aus jenen Zeiten stammen sollen, in denen die Inkas bis in diese Gegenden vorgedrungen waren. Noch heute zeigt man den alten „Inkaweg“, der, etwa 10 Kilometer westlich von Uspallata gelegen, nach Norden führt, und heute noch sind in einzelnen Höhlen der Umgebung alte Indianerzeichnungen sichtbar, die, in das Felsgestein eingeritzt, menschliche Figuren, Tiere und dergleichen darstellen. In der Bildersprache berichtet hier ein untergegangenes Volk von seiner Existenz, von seiner Macht, von seinem Glücke, vielleicht auch von seinen Leiden unter der frevelnden Hand des weißen Mannes.

Hier und da trifft man noch kleine, verwitterte und zerfallene Steinhäuser längs des Weges und sonst im Gebirge an. Es waren Schutzhütten für die Eilboten der Inkas. Im schnellsten Laufe hatten diese „Kuriere“ nur verhältnismäßig kurze Entfernungen zurückzulegen, um die Nachricht dem nächstliegenden Boten zur Weiterbeförderung zu übergeben.

Damals schon, zur Zeit der mächtigen Inkadynastie, bestand sozusagen eine regelrechte Postverbindung zwischen dem Norden und Süden, die leider, wie so viele Errungenschaften jenes hochgebildeten Kulturvolkes, von spanisch-christlichem Barbarentum vernichtet worden ist. — — —

Bei Punta de Vacas, 1196 Meter hoch, nimmt die Felslandschaft immer gewaltigere Dimensionen an. Wild und ernst starren die hohen Gipfel herab auf das Tal des Mendozaflusses, der sich durch massiges Gestein sein Bett gebrochen hat und seine Wasser in dieser Toteneinsamkeit rauschen läßt. So rauschten und brausten sie auch früher und begleiteten den Totengesang der Indianer, wenn ein großer Krieger des Inkastammes begraben wurde, dort auf dem alten Begräbnisplatz in der Nähe des erwähnten Punta de Vacas.

Wirklich malerisch gestaltet sich das Landschaftsbild weiter oben bei Puente del Inca und Las Cuevas, jenes liegt 2708 Meter, dieses 3190 Meter über dem Meeresspiegel. Las Cuevas ist Endstation der Transandineisenbahn, die im Anschluß an die Gran Oeste- und Pacificbahn die Verbindung von der Küste, also von Buenos Aires, über Mercedes und Mendoza bis hierher zum Hochgebirge bewerkstelligt. Die ganze Strecke beträgt 1218 Kilometer und wird bis Puente del Inca in 32 Stunden zurückgelegt. Da der Zug hier gewöhnlich abends um 7 Uhr ankommt, übernachtet man in dem einzigen und teuren „Hotel“, um am nächsten Morgen nach einstündiger Fahrt die Endstation Las Cuevas zu erreichen.

Bei einem nur flüchtigen Vergleich der gegebenen Verhältnisse hier und daheim kann man nicht anders als staunen über die Großartigkeit und Kühnheit dieser Bahnanlagen. Die Höhen unserer Gebirgsbahnen

allein sagen genug. Der höchste Punkt der Brennerbahn z. B. liegt auf 1367 Meter, der Gotthardtunnel erreicht nur 1155 Meter und die Rigibahn ca. 1753 Meter. Was ist das alles aber gegen die Höhenverhältnisse in den Anden, wo man nicht davor zurückschreckt, auf 3100 Meter den Gebirgsstock zu durchbohren, um die Verbindung mit der chilenischen Seite durch einen Tunnel herzustellen.

Bei Puente del Inca, d. h. Incabrücke, befinden sich heiße Quellen von 33 Grad Wärme, die zu Heilzwecken benutzt werden. In das Steingeröll der breiten Talsohle hat sich der Gebirgsfluß sein Bett hineingenagt, tief und schmal, eingezwängt in die harten Felsmassen, deren weichere Schichten in der Nähe der heißen Quellen nachgaben und allmählich fortgerissen wurden, während das obere Gestein, Kalktuffbänke und kastadenförmige Ablagerungen, stehen blieb. So hat sich eine natürliche Überbrückung des Flusses gebildet, die sogenannte „Incabrücke“, die in einer Breite von ca. 25 Meter und in einer Länge von ca. 50 Meter über den klaffenden Abgrund führt. Bei dem letzten Erdbeben hat auch diese berühmte Naturmerkwürdigkeit stark gelitten. Durch die gewaltige Erschütterung hat sich aus der Mitte der Incabrücke ein großer Steinblock losgelöst, und mehrere Risse haben sich gebildet, derart, daß der gänzliche Einsturz zu befürchten steht.

Weiter aufwärts ist das Gestein mineralhaltig, und einige in der Nähe von Las Cuevas befindliche Kupferminen, die allerdings nur primitiv bearbeitet



Bewohner der Pampa



Blick auf die Cordilleren

werden, sollen recht ansehnliche und reichhaltige Erzmengen zutage fördern. Sonst erscheint alles hier oben kahl, öde, starr; eine furchtbare Wildnis, die in ihrer Großartigkeit und kalten Nacktheit erdrückend wirkt. Es muß eine Periode höchster Tätigkeit gewesen sein, als ungebändigte Naturkräfte die vulkanischen Massen schufen und — vermutlich in der Tertiärperiode*) — durch Hebung der Anden das Relief des südamerikanischen Kontinents bildeten. Auch heute noch sind diese ungeheuren Gebirgsmassen nicht zur Ruhe gekommen; das Zerstoren und Aufbauen dauert fort, und Erosion und Denudation**) arbeiten in ungeahnter Kraft weiter. Das zeigen die zernagten, zerrissenen Soche und Zacken; das beweisen die mit Felstrümmern und Blöcken ausgefüllten Schluchten. In schier unermesslicher Ausdehnung ziehen sich die Schutt- und Trümmerhalden hin, und oftmals scheint es, als ob die fürchterliche Verwitterung ganze Berge in riesige Sand- und Mergelhaufen verwandelt hätte.

Bitter kalt piff der Wind über das zerklüftete Gestein, als ich in Las Cuevas anlangte, und unliebsam wurde ich daran erinnert, daß ich mich hier in einer Höhe befand, die ja die höchste Erhebung Deutschlands, die Zugspitze in den bayrischen Alpen, bedeutend übertrifft. Das war keine liebliche Röhle mehr, keine freundliche Landschaft. Groß und wild und rauh ist

*) Vgl. Band 21 dieser Sammlung S. 4 Anm. 1.

**) Zerklüftung und Verwitterung.

hier die Natur; fast beängstigend wirkt ihr Anblick auf den einsamen Wanderer. — — —

Eben ging eine Karawane von hier ab über den Cumbrepaß nach Chile; hochbepackte Maultiere, vollgepfropfte Wagen, berittene Gauchos in Poncho*) und breitrandigem Hut, die Riesensporen an den Füßen, Reisende aller Art, in Decken und Tücher und Mäntel gewickelt, Händler und Kaufleute, und weiß der liebe Himmel was noch alles. Sogar zwei schwarzcöckige Priester fehlten nicht; der eine stark und wohlbeleibt, der andere ein dürres, hageres Männchen, dem der Wind gefährlich zu werden schien und das sich wie ein Häufchen Unglück an sein langohriges Maultier klammerte. Nach ein paar Sprüngen trottete dieses kopfschüttelnd von dannen und verschwand in den Staubwolken und dem Durcheinander der sich mehr und mehr entfernenden Karawane.

Bald schallten nur noch einige Zurufe der Treiber herüber; dann war es still. Einsam liegt wieder das Wirtshaus, einsam das Stationsgebäude; verlassen und leer stehen die Steinbauten der Regierungsbehörden, das Zollamt und das Departement der öffentlichen Arbeiten. Alle diese Häuser sind niedrig, langgestreckt. Wegen des starken Windes und der herrschenden Kälte in den Wintermonaten, namentlich aber wegen der herabstürzenden Lawinen haben die Mauern eine unverhältnismäßige Dicke. Früher stand östlich von diesem

*) Mantelartiger Umhang.

Häuserkomplex noch ein anderes massives Gebäude, dort am Wege, der nach den Baños del Inka führt. Da, im Winter 1903, donnerte eine Lawine von den südlichen Gletscherhängen hernieder und segte jenes Steinhäus hinweg. Eine kahle Fläche bezeichnet nun die Stelle, wo es dereinst gestanden und Menschen beherbergt hat.

Im geräumigen Gastzimmer des Wirtshauses sitze ich beim heißen Kaffee, um meinen durchgefrorenen Körper zu erwärmen. Draußen heult der Sturm, rüttelt zornig an den Fensterläden und eilt hinab in das Tal des Mendozaflusses, um sich dort in den ausgedehnten Sandflächen der Pampa im warmen Sonnenstrahl zu baden. Einige Reisende im Poncho, mit frostigem Gesicht, schwagen beim Glase Rotwein über Geschäft und Politik. Die dunkeläugige Wirtin, eine üppige Argentinerin mit feurigen Blicken und schwellenden Lippen, sitzt mit ihren Kellnern in der Nähe des Schenktisches und spielt Karten. Mehrere Hunde liegen müde und faul neben der Tür. Sonst alles ruhig, alles still ringsumher. Und auf dies Bild trostloser Einsamkeit blicken die Gletscher des 5166 Meter hohen Cerro de Tolosa, schauen die Felsblöcke und Steinmassen, die einst von seinem Gipfel herunterrollten und sich heute als Bergsturz in einer gewaltigen Schlucht angehäuft haben. Riesenkräfte haben hier gewirkt, das sieht man auf Schritt und Tritt. Nach Westen hin türmen sich die zerklüfteten Gebirgsmassen auf, die, das weite Tal des Las Cuevasflusses, d. h. Höhlenflusses, begrenzend,

bald in scharfer Biegung in nördlicher Richtung verlaufen. Ungefähr in der Mitte dieser Biegung liegt der Cumbrepas, ein Satteljoch mit scharfen Graten, über das die einzige große Verkehrsstraße von Argentinien nach Chile führt. Außer diesem breiten Wege für Maultiere, Wagen und Viehherden gibt es eine Anzahl schmaler Saumpfade, steiler ansteigend, mit weniger Krümmungen, daher auch nur zu Fuß oder auf sicher tretendem Maultier benutzbar.

Den fast 4000 Meter hohen Paß habe ich zweimal bestiegen. Herrliches Wetter begünstigte meinen ersten Aufstieg bis hoch hinauf zum Christusmonument, das die argentinische Regierung zum Zeichen des Friedens zwischen ihr und der chilenischen Republik auf der Grenzscheide der beiden Staaten hat errichten lassen. Ein gewaltiger Anblick und etwas Unerwartetes für die Fremden, hier oben inmitten einer großartigen Natur, in Wildnis und Einsamkeit ein solches Denkmal zu finden. Auf mächtigem Sockel, auf den eine halbe Weltkugel gesetzt ist, steht die 11 Meter hohe Bronzefigur des Erlösers; die eine Hand hält das Kreuz, die andre ist wie mahnend und segnend ausgestreckt. Das Monument macht mit seiner ganzen Umgebung, den Bergriesen und Gletschern, Felswänden und Klüften einen packenden Eindruck.

Rechts von dem hier vorbeiführenden Wege, der neueren Datums ist, zieht sich der alte Maultierpfad um eine Kuppe herum, schmal, in plötzlicher Biegung an einem steilen Absturz vorbei und dann über den

scharfen Grat hinweg nach Chile hin. Auf meiner zweiten Tour von Las Cuevas nach Juncal und dem Inkasee, die ich auf dem Maultier und in Begleitung eines Führers unternahm, habe ich diesen beschwerlichen, aber weitaus interessanteren Saumpfad benutzt.

Frühmorgens waren wir fortgeritten. Die Sonne goß ihre Strahlen herab auf die blitzenden Gletscher und nackten Gebirgsmassen, und majestätisch ruhig lachte der junge Tag vom hohen Himmel hernieder. Ich hatte meinem ortskundigen Führer völlig freie Hand gelassen. Über wilde Trümmersfelder, an schluchtenartigen Tälern vorbei ging es, höher und höher hinauf. Spärlicher wird die Vegetation und verschwindet bald gänzlich. Selbst die noch in Las Cuevas vorkommende harte Grasorte, die, Callagualla genannt, auf trockenem, hartem Geröll ihr Dasein fristet, ist weiter oben nicht mehr vorhanden. Auch *Estrella chilena* wird seltener. In grandioser Wildheit recken sich die dunklen Bergwände und furchtbar zerklüfteten Felsen gen Himmel; fast drohend starren uns die hoch aufgerichteten Zacken und abenteuerlich geformten Riesenblöcke entgegen. An tiefen Einschnitten und gähnenden Abgründen windet sich der schmale Pfad vorbei bis hoch hinauf zum Paß, 3980 Meter über dem Meerespiegel gelegen. Der Ausblick von hier in die gigantische Gebirgswelt hinein ist ergreifend. Wegen der ungewohnten dünnen Atmosphäre in dieser Höhenlage litt ich etwas an Atembeschwerden und machte deshalb Halt. Auch wollte ich dem Reittier ein wenig

Ruhe gönnen, da uns der weit schwierigere Abstieg nach der andern Seite noch bevorstand.

Während mein Führer, ein kleiner brauner Kerl mit pechschwarzem Bart und dunkelglühenden Augen, Sattel- und Saumzeug prüfte, hatte ich Muße genug, das herrliche Naturbild um mich herum zu betrachten. Herrlich und erschütternd ist das, was hier das Menschenauge erblickt. Eine grauenhafte Einöde, eine Starrheit und erschreckende Nacktheit der Landschaft, wie man sie sich grotesker nicht vorstellen kann. Die Seele wird mit Grauen erfüllt beim Anblick dieser wildzerrissenen, himmelanstrebenden Höhen, dieser in endlose Abgründe sich verlierenden Felswände. Die Luft ist klar und trocken, so daß man ins Unendliche zu schauen glaubt. Der Maßstab für Größe und Entfernung scheint völlig verloren. Nach Norden zu erstreckt sich das Horconestal, eines der Aconcaguatäler, und an seinem noch sichtbaren Ende erhebt sich stolz der König der Anden selbst, der 7135 Meter hohe Aconcagua mit seinen weißleuchtenden Gletschern und Schneefeldern. In wundervoller Pracht schimmern im Vordergrund die Gipfel des Tolosa, des Almacenes, im Osten die Spitzen der Penitentes und andre, während auf der chilenischen Seite der Cerro de los Leones wie ein trotziger Koloss sein Greisenhaupt nach oben reckt, rechts davon der Mercedario und auf der linken Seite der Cerro Juncal mit ihren vereisten Wänden die übrigen Kämme und Gipfel überragen.

Zersplittert und zerbrochen wie von einer Riesengewalt erscheinen die einzelnen Gebirgsketten, deren Abhänge mit ungeheuren Felstrümmern und Schuttmassen bedeckt sind. Die nie rastende Natur hat hier zerstört, verwüstet, mit dämonischer Kraft Felsmassen zu Staub zerpulvert. Ein eisiger Hauch weht über dies riesige Leichenfeld dahin, und öde und still wie zwischen Gräbern ist es hier oben. Eine geisterhafte Ruhe, ein geheimnisvolles Schweigen; kein Mensch, kein Tier, nichts Lebendes rings umher. Nur ein einziger Kondor zieht an jener gezackten Felswand seine Kreise und verliert sich dann hinter einer Kuppe. Ich spähe weit und breit; aber alles Leben scheint hier oben wie erstorben. Sonst soll es hier viel Guanacos und Gebirgsfüchse, Pumas und Gürteltiere geben; auch sollen Wildgänse und verschiedene Rebhuhnarten vorkommen. Leider habe ich nichts von alledem zu sehen bekommen, mit Ausnahme jenes erwähnten Kondors. Die Welt ist in diesen Gebirgsregionen eben öde und wüst und leer, und mir war es oft zumute, als ob

Totenklagen tönen im tiefen Thal,

Im Riesengrab verblutet der Sonne Strahl. — —

Mein brauner Führer mahnte zum Aufbruch.

Schweigend begannen wir den Abstieg zur chilenischen Seite. Noch wilder, noch zerklüfteter als auf der Ostseite ist hier das Hochgebirge, das mit gewaltigen Steilabfällen nach Westen, zum Ozean hin abstürzt. Wieder ging es einen schmalen Saumpfad hinab; vorsichtig, langsam trat mein Maultier, als ob

es die Gefahr kenne, die loses Geröll auf schmalem, steilem Gebirgsweg verursachen kann. Grauerregend ist oft der Blick in die Tiefe, in endlose Spalten und schier unergründliche Schluchten. Weißgebleichte Schädel und Knochen von Tieren geben Zeugnis davon, wie häufig ein unvorsichtiger Schritt zum Untergang geführt hat.

In dieser fast beängstigenden Einsamkeit fehlt es an jeder freundlichen Szenerie. Rahl sind die steilen Hänge; wild und zerfetzt, wie nach einem heftigen Kampfe, starren die Gipfel der Felsmassen nach oben, und wie ein fürchterliches Grab öffnet sich tief unten das Calaveratal, breit und breiter werdend bis nach El Portillo hin. Nach rechts treten die Berge etwas zurück und bilden einen tiefen Kessel, und dort blizt es plötzlich hell auf. Es ist eine Wasserfläche, glizernnd im Sonnenschein, dort zwischen schwarzen Gebirgsmassen und schneebedeckten Kuppen, zwischen Zacken und mächtigen Felsblöcken. Wie ein blaues Auge leuchtet mir in seiner düster ernsten Umgebung der Inkasee, die „Laguna del Inka“ entgegen.

In einer Höhe von 3100 Meter über dem Meere gelegen, mit einer Durchschnittsbreite von etwa 1500 und einer Länge von mehr als 3000 Metern, bietet der Inkasee auf den ersten Blick etwas Lieblich-freundliches in dieser gräusen und gewaltigen Natur, namentlich wenn man seine blizenden Fluten von fern auf dem Abstieg nach Portillo zu Gesicht bekommt. Und doch wie täuscht man sich!

Von Portillo führt ein schmaler, wenig betretener Pfad über grobes Felsgeröll nach Norden, erst etwas ansteigend, dann über einen niedrigen Bergrücken hinweg bis zu dem südlichen Ufer des Sees. Je mehr man sich auf diesem Wege der „Laguna“ nähert, desto öder wird die Landschaft, desto zerklüfteter die Umgebung; phantastischer werden die hoch ansteigenden Felsen, und bald hat man den Inkasee dicht vor sich zu seinen Füßen. Noch eine kleine Strecke abwärts, das Steilufer hinunter — und man befindet sich wie in einem tiefen Kessel, umgeben von drohenden Gebirgen, von steilragenden Schneegipfeln und finster blickenden, zerfurchten Felswänden. Ein riesenhaftes Trümmerfeld, wie ich es selten gesehen habe, bedeckt die Schlucht rechts vom Wege, und gegenüber am nördlichen Ufer schaut stumm und ernst das schneeweiße Haupt eines Bergriesen herunter auf die klaren, blaugrünen Fluten. Und hoch aufgereckt, gleichsam sich emporbäumend und dann wie erstarrt in wildem Weh stehen die gigantischen Felsblöcke, „weit und breit die Bergeshäupter“, mit verwittertem, runzligem Antlitz. Ein Zug von Wehmut und Melancholie geht durch die ganze Umgebung, und leise zittert es durch die Natur wie ein Nachklang von etwas Schauerlichem, Großem. Im allgemeinen hat die Formation hier etwas fragenhaft Verzerrtes, etwas Drohendes, das den Wanderer mit Schrecken erfüllt. Denn auch hier ist nichts Lebendes; kein Baum, kein Strauch, kein Grasswuchs, der das Auge fesselt; kein Tier, kein Mensch in dieser Totenlandschaft. Das

einzig Bewegliche in der öden, grauenhaften Wildnis ist der glitzernde Wasserspiegel des Inkasees. Ohne Zu- und Abfluß füllt er scheinbar ein früheres Kraterbecken aus. Der Wasserstand muß zeitweilig höher sein, wie ich schätze, um ungefähr 8 bis 10 Meter. Die Steinmassen am Uferrand zeigen noch deutliche Spuren jener Höhen. Wie tief der See ist, welche Schätze sein Inneres birgt, wer weiß es? Ein mächtiger Inka soll einst aus Liebesgram und Liebesweh hier den Tod gesucht haben.

Es war zur Zeit, als die weißen Krieger, die den Donner tragen, ins Land kamen und aus Habsucht die friedlichen Menschen ausgeraubten und ermordeten und die Töchter des Landes fortführten. Da verlor der Inka viele von seinem Stamme, Männer und Frauen, unter letzteren auch das Mädchen, das er am meisten liebte, von vornehmer Geburt und schön wie eine Göttin. Da wurde der Inka sehr traurig und nahm alle seine Schätze und ließ sie tief, tief unten auf dem Grunde eines Kraterkessels vergraben. Und als das geschehen war, versammelte er seine Krieger um sich und nahm Abschied von ihnen; und dann ließ er den Totengesang anstimmen und sprang in den gähnenden Schlund hinab. Bald darauf donnerte es in den Bergen, dunkle Wolkenmassen wälzten sich heran, und aus dem klaffenden Spalt kam zischend und sprudelnd Wasser emporgeschossen und füllte den ganzen Krater und den Talkessel, und zu gleicher Zeit stürzten dort rechts am Wege die Felsen zusammen, und ihre nun

in der Schlucht angehäuften Trümmer versperreten den Abfluß des Wassers nach jener Seite; denn ewig sollte der neue See bleiben; niemand sollte den treuen Inka in seiner Ruhe stören, niemand dereinst zu seinen Schätzen gelangen. So ist der Inkasee entstanden.

Noch heute erzählt sich das Volk von Reichtümern und Schätzen, die auf dem Boden der „Laguna del Inka“ ruhen. Ein Stier mit vergoldeten Hörnern entsteigt jedes Jahr einmal in heller Vollmondnacht den blauen Fluten, und derjenige, der eines seiner Hörner berührt, erhält die Macht, jene ungeheuren Schätze zu heben. — — —

Graue Wolken jagten am Himmel daher, ein scharfer Wind piff heulend durch die zerklüfteten Felsen, und dunkel, schwarz blickte der See. Die ganze Natur erschien noch wilder, fast fürchterlich in einem ungeheuren Wirrwarr, den einst Riesengewalten verursacht haben.

Tiefer senkten sich die dunklen Wolkenmassen und verdeckten die hochragenden Gletscher und Grate und Zacken; und nun lag wirklich etwas Schreckhaftes, etwas Beängstigendes in der Umgebung; es war, als ob aus den Hunderten von Felspalten Spuk- und Höllengeister hervorhuschten und in grauen Nebelschatten sich dem Wasserspiegel nähern wollten; und ich hatte den Eindruck, als ob eine Teufelsfaust dieses Stück Erde gepackt und mit wütendem Ingrimme auseinandergerissen und wild durcheinander geschleudert hätte. In den Bergen rollte und brauste es eigentüm-

lich. Besorgt blickte mein brauner Führer nach oben. Die Maultiere standen bereit; wir schwangen uns in die Sättel und traten den Rückweg an. Müde und hungrig erreichten wir spät abends nach dreieinhalbstündigem Ritt das Wirtshaus. Wieder saß ich bei einer Tasse heißen Kaffees; allmählich erwärmte sich mein durchfrorener Körper, und alle Strapazen waren vergessen; denn ich hatte Herrliches gesehen, zwar nichts Liebliches, nichts Freundliches, kein Bergidyll, bei dem Zitherklang und Lieder mir entgegentönen, sondern etwas Wildgewaltiges, der Natur gigantisches Grab, aus dem es wie ein Hauch der Gräfte über Trümmer hinweg zum unendlichen Himmel emporsteigt.

Was ich an Herrlichkeit geschaut,
Das steht in keiner Worte Macht. —

Südwestlich vom Inkasee liegt auf 2220 Meter Höhe *Juncal*, eine kleine Haltestation. Weiter westwärts bis nach *Salto del Soldado* erscheint schon etwas mehr Vegetation, während die Landschaft wegen der Steilabfälle und Schluchtenbildung immer noch einen wilden Charakter zeigt.

Bald treten außer Kakteen Sträucher und Grasflächen auf; hier und da, weiter abwärts, werden Weingärten und kleine Äcker sichtbar. Eine mildere Luft weht bereits in der Nähe von *Santa Rosa de los Andes*, einer kleinen Stadt, auf einer Höhe von 830 Metern gelegen und Anfangspunkt der chilenischen Bahn nach *Santiago* und *Valparaiso*. Der Ort liegt

im Aconcaguatal. Die altertümlichen Häuser mit ihren roten Schindeldächern sowie die engen Straßen beweisen, daß modernes Leben und Kultur hier noch nicht ihren Einzug gehalten haben. Ein Hauch von altspanisch-kolonialer Zeit durchweht das Städtchen, das beim letzten Erdbeben ebenfalls stark heimgesucht worden ist.

Die Entfernung von Buenos Aires bis Santa Rosa beträgt mehr als 1300 Kilometer, bis zum Hafen von Valparaiso, also von Ozean zu Ozean, 1440 Kilometer. Trotz der hohen Gebirgskette der Anden wird diese nicht unerhebliche Strecke in 58 bis 60 Stunden zurückgelegt. Wie ich schon erwähnte, ist man eifrig mit dem Bau eines Tunnels beschäftigt, sowohl auf argentinischer als auf chilenischer Seite, dessen Ausführung, wie sich denken läßt, mannigfache Schwierigkeiten mit sich bringt. Dem nimmer rastenden Menschenggeist indessen wird es gelingen, auch diese zu überwinden und damit eine weitere Abkürzung der Verkehrswege vom Osten zum Westen zu erzielen, so daß das brausende Dampfroß zwei Weltmeere verbindet.





IV.

Die Pampa-Central. Santa Rosa de Trway. Natürliche Beschaffenheit.

Kreuz und quer bin ich durchs Land geritten, von Nord nach Süd und von Ost nach West; wochen- und monatelang, in Sonnenschein und Sturm, im glühenden Brand des Tagesgestirns und in der schneidenden Kälte des Pampeiro, heut bei klarem, heiterm Himmel, morgen bei strömendem Regen, und eines schönen Tages befand ich mich mitten in der argentinischen Steppe, in der Hauptstadt der „Pampa-Central“.

Graue Wolken jagen am trüben Himmel dahin, und ein scharfer Wind segt fausend über die kahlen Felder. Von den ihres Blätterschmuckes beraubten Bäumen tröpfelt das Raß hernieder, als ob sie weinten vor Nacktheit und Kälte. Öde und mißmutig sieht das Städtchen aus in der dämmrigen Atmosphäre, und mürrisch=finster schaut die Lagune aus dem feuchten

Erdreich des Geländes hervor; bei jedem Windstoß runzelt sie ihr Antlitz, unwillig darüber, daß sie aus ihrer Dämmerruhe aufgeschreckt wird.

Etwas Schläfriges liegt über der ganzen Landschaft, über dem See, über der Stadt mit ihren dreitausend Einwohnern, von denen ganze drei — Deutsche sind. Ob es hier auch bei hellem Sonnenschein so aussieht, vermag ich nicht zu sagen, glaube es aber nicht; denn die verschiedenartigsten Menschentypen auf den Straßen und in den Wirtshäusern — der braune Gaucho im Poncho, der wohlbeleibte, würdig blickende Kaufmann, der behende Agent und der dicke Händler, der geschniegelte und gestriegelte junge Beamte — sie alle lassen darauf schließen, daß hier unter normalen Witterungsverhältnissen ein regeres Leben herrscht als heute.

Santa Rosa de Toay, so heißt die Stadt, ist Knotenpunkt zweier Bahnlinien, der von Buenos Aires herführenden 615 Kilometer langen Westbahn (Ferro Carril Oeste) und der hier mündenden, von Bahia Blanca kommenden, 375 Kilometer langen Nordwestbahn (Ferro Carril Nord-Oeste). Toay liegt etwa 185 Meter über dem Meeresspiegel.

Der Name „Pampa-Central“ existiert erst seit der Einteilung der nicht zu Provinzen gehörigen Territorien, wenn auch vorher angenommen wurde, daß die heutige Pampa-Central, wie ganz Patagonien, zur Provinz Buenos Aires gezählt werden müsse. — Es war jenes unbewohnte Land, das sich jenseits des Schuz-

grabens,*) den Alfina einst zur Abwehr gegen die Indianer längsseit der Provinz Buenos Aires auf-
führen ließ, bis zu den Cordilleren hin erstreckte.

In den siebziger Jahren noch war fast alles, was außerhalb der Ortschaften Chivilcoy, 25. de Mayo, 9. de Julio, Junin im Westen und Olavarría, Suarez, Tapalqué im Süden lag, „Pampa“. Jedenfalls hat der Name nicht dazu beigetragen, das Territorium Nichtkennern sympathisch zu machen. Unter „Pampa-Central“ verstand man in weiterem Sinne eine Wüste in der Art der Sahara, wohin sich höchstens diejenigen verirren konnten, die mit dem Gesetz auf gespanntem Fuße lebten.

Zu Spottpreisen wurden nach der letzten Indianerverfolgung dort von Günstlingen und Eingeweihnten ungeheure Grundbesitze erworben. Aber nur wenige begaben sich dahin. — Es war öde und leer, und galt als nicht geheuer. Und selbst noch 1881, als ein Estanciero**) mit etwa zwanzig Begleitern bei der Besignahme seines Landes in Trenque Lauquén von Indianern und Deserteuren ermordet wurde, blieb das Gefühl der Unsicherheit vorherrschend. Die ersten Ansiedler der Pampa-Central setzten sich allerdings aus wenig zuverlässigen Elementen zusammen. Daß übrigens damals Ländereien von Pehuajo und Trenque

*) Vergl. Dr. W. Ballentin. Ein unerforschtes Kultur-
land. Neuquén und Rio Negro. Herm. Paetel, Berlin 1907,
S. 110.

**) Großgrundbesitzer.



Ufergestaltung am unteren Liman

Lauquén nach dem Urtheil von Sachverständigen keinen Pfennig wert waren, ist anerkannte Tatsache, und heute bezahlt man für dasselbe Land mehr als 100 000 Pesos pro Legua. Was nun noch weiter dahinter lag, noch entfernter von Buenos Aires, mußte demnach erst recht nichts wert sein.

Die Gründung des Fleckens General Acha und die Niederlassung Santa Rosa de Toay begünstigten die Besiedlung, die aber erst größeren Umfang annahm, als eine Eisenbahn das Territorium durchschnitt. Ihre Stationen gaben zur weiteren Besiedlung Anlaß, wie auch zur Gründung des Dorfes Bernasconi, während in neueren Zeiten die Ströderschen Kolonien „Villa Fris“ und „Alba“ da festen Fuß faßten. Die sogenannten Arenales, die ungeheuren Sandflächen, wurden vielfach in herrliche Alfalfafelder umgewandelt, und der gefürchtete „Pampasand“ bringt heute alle Gewächse hervor, die man ihm anvertraut. So hatte es das Territorium schon bei der letzten Zählung auf eine Bevölkerung von 30 000 Seelen und einen Viehbestand von mindestens 15 Millionen Schafen, Rindvieh und Pferden, gebracht, ohne daß man sich im allgemeinen dessen bewußt gewesen wäre. Die Pampa war trotz ihrer Fortschritte so ziemlich unbekannt geblieben.

Einen weiteren Anstoß zur Erschließung gab die Eisenbahnlinie der großen Westbahn bis Toay mit ihren kleineren Abzweigungen. Die ungeheure, bis dahin fast gänzlich entblößte Strecke, deren Boden für



Viehzccht nicht als besonders geeignet gelten konnte, wurde teilweise umgeackert, und — siehe da, der Pampasand verwandelte sich in Weizen, Mais und Alfalfa.

Dieses Erschließen des Landes aber ist und bleibt das Verdienst der britischen Finanz mit ihren Eisenbahnbauten in unbekannte Gebiete hinein. Wer auch immer in Argentinien gewesen ist, muß dies rückhaltlos anerkennen und kann den klarblickenden Briten seine Hochachtung nicht versagen — mit oder ohne Neid. Man staunt vor diesem Wagemut der Engländer. Über 600 Kilometer Eisenbahnen in eine fast unbewohnte Wüste zu bauen — welches deutsche Unternehmen wagt das? Wo ist jemals deutsches Kapital mit Bahnbauten so sicher, zäh und zielbewußt vorgegangen wie das englische in Argentinien?

Was die Futtergräser der Pampa anbelangt, so sind sie im großen Ganzen die gleichen, die der Westen und Süden der Provinz Buenos Aires früher aufwiesen und heute noch in großem Maßstabe zeigen. Der wenig beliebte *pasto duro* (*amargo*) bedeckt ungeheure Strecken, kommt dagegen strichweise auch gar nicht vor. Zwischen seinen mächtigen Büscheln aber ist der Boden mit allen erdenklichen feinen Futtergräsern, dem *pasto tierno*, bedeckt; *gramilla* in allen Spielarten und namentlich der hochgeschätzte *alfilerillo* sind dort vertreten, der häufig wie ein Teppich die Erde überzieht und namentlich in den waldigen Gegenden hervorragendes Futter für alle Tiere liefert. Diese Herbst- und Winterfutterpflanzen, die

im Westen vorkommen, fehlen im östlichen Teile vielfach gänzlich und machen so jene Gebiete ungeeignet für Viehzucht. Es ist bekannt, daß die Dürre in der Pampa lange nicht die Verheerungen anrichtet wie in der Provinz Buenos Aires und das dank der Vielseitigkeit der widerstandsfähigen Vegetation.

Die Waldbestände, von denen ich bereits früher gesprochen habe, die sogenannten Montes, sind eine Eigentümlichkeit der Pampa-Central, die sie mit einigen inneren Provinzen des Landes gemein hat. Obschon hunderte von Leguas durch Grassbrände gänzlich zerstört wurden und die Spekulation an den Bahnlinsen eifrig bemüht ist, abzuholzen und wegzuhacken, was für Zaunpfosten, Pflaster und Brennholz verwendet werden kann, gibt es doch noch herrliche Wälder, die Millionen an Wert repräsentieren. Sie ziehen sich in einem schmalen Band von San Luis bis nach Hucal, bilden auch anderwärts, inselartig eingestreut, vereinzelte Gruppen, so daß man wohl nicht in der Annahme fehlgeht, daß sie sich in alten Zeiten bis nach der Cordillere erstreckt haben.

Der Baumwuchs besteht hauptsächlich aus Caldén. Sein Holz ist hart, von saftig-roter Faser, schwer, ähnlich dem Quebracho, im Wasser und im Boden unverwüßlich, dabei leicht zu bearbeiten und polierfähig. Es dient hauptsächlich für Einzäunungen. Ferner gibt es Algarrobo und Chañar. Von Unterholz und Sträuchern ist der Piquillin zu nennen mit süßer Frucht; außerdem Molle, Alpataco mit dicken

Wurzeln, die als Brennholz verwendet werden, Jarilla, Chilladora usw. Die wie Johannisbrot aussehenden und schmeckenden Früchte des Caldén, Algarrobo und Alpataco dienen als gutes Viehfutter.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Pampa, die sie mit dem Süden der Provinz Buenos Aires teilt, sind kleinere Gebirgszüge, wie die Sierra de Tandil mit dem beweglichen Stein, *piedra movediza*, und die zerrissene und verwitterte Sierra Ventana, die ihren höchsten Gipfel bis 1100 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Ihre Berge haben früher existiert als die Anden selbst und waren wahrscheinlich dereinst Riesenerhebungen des Kontinents. Durch Jahrtausende hindurch haben Erosion und Denudation an ihnen gearbeitet, vielleicht auch gigantische Naturgewalten an ihnen ihr Zerstörungswerk verrichtet, derart, daß das, was sie heute sind, nur einen Bruchteil ihrer einstigen Größe darstellt. Ähnlich verhält sich die Sache im Osten der patagonischen Hochebene, auch im Gebiet des Territoriums Rio Negro, und die ungeheuren Schutt- und Geröllmassen, die das tertiäre Massiv bedecken, sind weiter nichts als die Reste zerstörter Berge und Höhenzüge.

Am Fuße des Dihuel Galél liegt ein altes Pfirsichwäldchen, dessen Ursprung um Jahrhunderte zurückverlegt und in die Eroberungszeit versetzt wird.

Nahel dabei ist eine verlassene Mine, in der sich Skelette mit silbernen Kreuzen vorfanden, was auf Missionare schließen läßt; darauf weist auch der über-

lieferte Name „Mina de los Jesuitas“ hin. In den Zeiten der Indianer war das Pfirsichwäldchen von Dihuel Galél wohlbekannt.

Einige Leguas weiter südlich von Dihuel Galél gibt es Kupferminen, die, vor ca. 15 Jahren in Angriff genommen, bald wegen Mangels an Kapital wieder liegen gelassen wurden und jetzt von einer englischen Gesellschaft bearbeitet werden. Die Resultate der nach London geschickten Proben sollen sehr zufriedenstellend gewesen sein. Das kupferhaltige Gestein bedeckt teilweise den Erdboden und ist an seiner grünlichen Farbe weithin erkennbar.

Das Klima der Pampa-Central ist im allgemeinen milder als das der Hauptstadt Buenos Aires. Die Luft ist trocken, und daher kann die Sommerhitze leichter ertragen werden. Der Winter ist nicht lange andauernd und große Kälte selten. In manchen Jahren fällt wohl Schnee; doch bleibt er nicht länger als einige Stunden liegen. Epidemien sind unter den Tieren unbekannt; Schafkrähe ist das einzige Übel.

Die atmosphärischen Niederschläge haben sich mit fortschreitender Bodenkultur vermehrt und sind regulär zu nennen, wobei die durchlässige Beschaffenheit des Bodens nicht außer acht gelassen werden darf. Alles, was man über den geringen Regen, der in der Pampa fallen soll, erzählt, sind Märchen. Jedenfalls regnet es in der Pampa mindestens ebensoviel, wenn nicht mehr, als in manchen bei Bahía Blanca gelegenen Distrikten.

Eine wichtige Frage und wohl der Hauptgrund des schlechten Rufes dieser Steppe betrifft die Trinkwasser-Verhältnisse. Von der Pampa ging das Gerücht, daß sie nur Salzwasser beherberge, und daß man auf bedeutende Tiefe gehen müsse, um gutes Süßwasser zu finden. Beides ist in vielen Fällen richtig, trifft aber auch auf andere Gegenden in der Provinz Buenos Aires und des Innern zu, und in der Nähe von Bahía Blanca gibt es Brunnen (Jagueles) von 120 Metern Tiefe. Vor allen Dingen ist zu unterscheiden: salziges Wasser, das weder von Tieren noch Menschen getrunken werden kann, und salzhaltiges Wasser, das beide genießen und den Tieren zum Vorteil gereicht, schließlich süßes Wasser, das aber meist nur durch Bohren auf die zweite Wasserschicht zu erreichen ist. Es gibt Wasser mit so geringem Anflug von Salz, daß man es kaum von Regenwasser unterscheiden kann, und alle Sorten finden sich ebensogut in der Pampa wie anderswo. Bei oft nur geringer Entfernung voneinander stößt man häufig auf gutes und schlechtes Wasser. Jeder möchte gern das Wasser auf geringer Tiefe haben, und das ist um so natürlicher, als die Heraufbeförderung in der primitivsten Weise mit Eimern und Pferden geschieht. Was der Pampa noch abgeht, das sind billige Brunnenbohrer, die das alte kostspielige System des Grabens mit Hacke, Schaufel und Sprengmittel ersetzen. Dann werden die Befürchtungen wegen Wassermangels aufhören.

Im übrigen aber ist die Pampa das A c k e r b a u =

Land der Zukunft, und man braucht nur die bis jetzt gemachten geringen Anstrengungen mit ihren gewaltigen Erfolgen zu betrachten, um diese Meinung aufrecht zu erhalten. Insbesondere ist der Boden der Waldregion, ein ziemlich schwerer Ton- und Lehmboden, noch so mit einer genügenden Menge Sand gemischt, daß man ihn als gut durchlässig bezeichnen kann. Diese Mischung macht den Boden für Ackerbau sowohl als auch für Viehzucht besonders geeignet. Es soll hier aber auch gleich erwähnt werden, daß nur der Boden, nicht aber das Klima als für den Ackerbau günstig zu bezeichnen ist; denn es gilt auch für diese Region dasselbe wie fast für die ganze Pampa: daß die Witterung sehr unzuverlässig ist. Namentlich im Frühjahr gibt es viele heftige Winde und Spätfröste.

Die Oberfläche der ganz oder doch zum größten Teile mit Wald bewachsenen Ländereien beläuft sich ungefähr auf 50 000 Quadratkilometer. Das ist ein großer Landkomplex, der wohl verdient, etwas näher bekannt zu werden. Bis jetzt ist allgemein die Ansicht verbreitet, daß diese Ländereien für Ackerbau und Viehzucht nur geringen Wert haben. Sie sind ja allerdings gegenwärtig noch etwas abgelegen. Aber durch die projektierten Bahnbauten der Westbahn, der Bahia Blanca- und Nordwest-Bahn und der Südbahn werden sie schon in allernächster Zukunft bessere und schnellere Verbindung mit Buenos Aires und Bahia Blanca erhalten, und Ländereien, die noch vor wenigen Jahren mit 15—20 000 Mark für eine Legua = 25 Quadrat-

kilometer bezahlt wurden, haben heute bereits einen Wert von 150—200 000 Mark.

Vor den Ländereien der Waldregion haben die der eigentlichen offenen Pampa den Vorteil, daß man auf ihnen sogleich und gewöhnlich ohne größere Vorbereitung mit dem Pflügen beginnen kann, während jene erst von dem Waldbestand gesäubert werden müssen. Dagegen steht das Wasser in den Waldkämpfen meistens in einer Tiefe von 4—6 Metern, während in den offenen Kämpfen wohl selten Wasser unter 50, durchschnittlich auf 75, ja oft erst in 150 Metern Tiefe gefunden wird. Dieser Übelstand ist zugleich auch der größte Fehler, den diese Ländereien hauptsächlich für die Viehzucht haben. Aus Tiefen von 75 Metern genügend Wasser für eine größere Rinderherde, namentlich im Sommer herauszubefördern, ist keine Kleinigkeit, ganz abgesehen von den Kosten der Anlage des Brunnens, die bei solcher Tiefe natürlich auch nicht gering sind.





V.

Ein Völkergemisch.

Dorfsiedelung der Deutschrussen. Puan.
Eine jüdische Kolonie. General Acha.

Einem wahren Völkergemisch bin ich begegnet auf meinen Fahrten und Ritten in dem südlichen Teil der Provinz Buenos Aires und in der Pampa-Central die ja in Wirklichkeit nur durch eine willkürlich auf dem Papier gezogene Grenzlinie voneinander getrennt sind. Aller Herren Länder sind dort durch Angehörige vertreten; sie leben und vegetieren, arbeiten und spekulieren, ein jeder nach seiner Façon, Italiener und Spanier, Franzosen und Schweizer und Deutsche, Dänen und Norweger und Schweden, Engländer und Holländer, Russen, Österreicher und Nordamerikaner und so weiter.

Bei Colonel Suarez z. B., einem Kampfstädtchen, das, erst 1885/86 gegründet, heute etwa 8000 Bewohner zählt, und dessen Umgebung wunderbaren Weizenboden besitzt, saßen ursprünglich nur

Deutschrussen und Russen. Später kamen Schweizer, Deutsche und Italiener hinzu, und in letzter Zeit haben sich mehrere Judenfamilien aus der Hirsch'schen Kolonisation in Entre Rios hier niedergelassen, die aber teilweise schon von der Landwirtschaft zum Handelsgeschäft übergegangen sind. Das deutschsprechende Element herrscht vor mit einem eigenartigen Gemirr von Dialekten.

Die Deutschrussen haben ihren Typus am strengsten bewahrt. Die Leute, deren Vorfahren im Jahre 1762 aus Süddeutschland auswanderten und von der Kaiserin Katharina II. an der Wolga und am Schwarzen Meer angesiedelt wurden, dann 1877 nach dem brasilianischen Staat Parana übersiedelten und einige Jahre später in den fruchtbaren Ebenen Argentiniens eine zweite Heimat fanden, sprechen heute noch ausschließlich ihre deutsche Muttersprache mit dem süddeutschen Dialekt. Von diesen sogenannten Russenkolonien bildet jede für sich ein Dorf*) mit breiten, regelmäßigen Straßen und netten, solid aufgeführten Häusern, welche letztere meistens mit weißem Anstrich versehen sind und bunt bemalte Fensterläden und Türen haben; die grellen Farben Blau, Weiß, Grün, Rot herrschen vor. Auf dem großen, viereckigen Platz stehen Kirche und Schulhaus. Rings um das Dorf herum liegen die Weideländereien für das Vieh, die Felder und Äcker.

*) Dr. W. Ballentin. Das Deutschtum in Südamerika. Hermann Paetel's Bucherei Bd. 1, Berlin 1908. S. 21; 87 f.

Auf mächtigen, vierrädrigen Wagen, die mit vier schweren Pferden bespannt sind, fahren gewöhnlich Sonntagabends die Männer und Frauen hinaus auf die Felder, oft 100 Kilometer weit, um ihre Landarbeit während der Woche zu verrichten; dort wird je nach der Jahreszeit gepflügt, geeggt, gesät, geerntet usw. Zum Aufenthalt dienen kleine Bretterbuden und Strohhütten; erst Freitags oder Sonnabends kehrt alles zum heimatlichen Dorf zurück und wohnt am Sonntag dem Gottesdienst bei.

Die Wohnungseinrichtung und die Kleidung der Leute erinnern sehr an das östliche Deutschland, an die ländlichen Distrikte Posen, Ost- und Westpreußens. Die Männer tragen eine Art Litewka, lange Stiefel und die große Schirmmütze, während die Frauen sich einer langen Jacke bedienen, die in der Taille mittels eines Gürtels oder einer Schnur zusammengehalten wird. Die jungen Mädchen stecken in langen, farbigen Röcken, meist rot und blau, mit kurzer Taille, stellen also jene ungeschickten Figuren dar, die man auf alten holländischen Bildern zu sehen bekommt; ein buntes Tuch bildet die Kopfbedeckung.

Diesen Deutschrussen geht es wirtschaftlich recht gut. Viele, die mit „nichts“ herkamen, sind heute wohlhabende und reiche Großbauern geworden, auf deren Besitz nur mit den allermodernsten Maschinen gearbeitet wird. Da sah ich die neuesten Pflüge- und Sämaschinen, die verbesserten Schneide- und Dampfdreschmaschinen.

Ein ähnlicher Wohlstand und dabei dieselbe äußere Schlichtheit und Einfachheit herrschen bei den Deutschrussen in der fruchtbaren Gegend von Puan und Alba, die einen vorzüglichen Weizenboden aufweist.

Im Gegensatz zu dem schwerfälligen, abgeschlossenen Menschenschlag der Deutschrussen stehen die Bewohner der Umgegend von Pigüe. Franzosen waren es, die sich in diesem Teile des Landes niederließen und um das Jahr 1886 den Grund zu der kleinen Ortschaft legten. Der französische Typus ist bei dieser Bevölkerung unverkennbar, sowohl in der Physiognomie wie in Haltung, Kleidung und Gebärde. In den Adern dieser Menschen pulsiert anderes Blut; die Leute sind liebenswürdig, frank und frei und entgegenkommend. Namentlich das weibliche Geschlecht unterscheidet sich durch einfache Eleganz und natürliche Grazie erheblich von den plumpen, schwerbeweglichen Deutschrussinnen. Ja, als ich mich verabschiedet hatte und in den Sattel stieg, lugte das schwarzäugige, schlanke Wirtstochterlein verstohlen durch das Fenster, und als ich abritt, erschien es in der Haustür, warf mir mit allerliebstem Lächeln einige Fußhände zu und winkte lebhaft mit dem Taschentuch, bis ich seinen Blicken entschwunden war. „Nie hab' ich die Dirne geschaut!“

In Puan spürt der Fremde sehr merklich das spanische Element. Die Stadt liegt in einem von leicht gewellten Hügelreihen umschlossenen Tal an einem See. Sie ist aus einem alten Militärlager

entstanden, das hier zum Schutz gegen die Indianer 1874 angelegt wurde. Seitdem Puan Bahnstation geworden ist (1899), nahm es einen gewaltigen Aufschwung und ist heute ein Städtchen mit etwa 4000 Einwohnern. Seine Straßen sind breit und gerade, aber alle ungepflastert. Die meist einstöckigen Häuser bestehen meistens aus Ziegelrohbau ohne Putz. Der große Marktplatz, mit wohlgepflegten Gartenanlagen und Baumalleen und einigen hübschen öffentlichen Bauten in der Nähe, wie z. B. dem Polizeigebäude und der Munizipalität, macht einen netten Eindruck. Sonst aber erscheinen die Verhältnisse dort wenig erfreulich; spanische Wirtschaft überall, namentlich in dem einzigen, überfüllten Hotel, einem einstöckigen, langgestreckten Bau, auf dessen Hof sich in mehreren einfachen, schuppenartigen Anbauten die Logierzimmer befinden. Und gerade von hier weht einem der Geist der Unordnung und Niederlichkeit im Überfluß entgegen. Schmutz, wohin man blickt, Nachlässigkeit, wohin man sich wendet. Schläfrige, mürrische Bedienung, jämmerliche Beleuchtung, unsaubere Betten, Gläser, Flaschen — — Staub und Dreck. Der Wirt schläft, und Frau und Töchter halten Siesta oder putzen sich und vertändeln die Zeit. Und dabei teuer, teuer wie in einem Residenzhotel mit Lift und elektrischer Klingel.

In den Kolonien Alba und Fris sind wieder alle Nationalitäten vertreten. Dort fand ich Italiener, Franzosen, Dänen, Kolonisten aus Uruguay und einige

Deutsche. Aber auch eine jüdische Kolonie ist vorhanden. Etwa 50 Familien aus der Hirsch'schen Kolonisation in Entre Rios sind hier unter günstigen Bedingungen angesiedelt. Jede Chacra, d. i. Bauerngut, umfaßt 100 Hektar Fläche. Das Vorurteil, das man früher gegen die jüdischen Kolonisten hatte, ist heute so ziemlich geschwunden; denn die Leute haben sich im Laufe der Jahre trotz aller Widerlichkeiten gut bewährt und sich durch ihrer Hände Arbeit aus stumpfsinniger Gleichgültigkeit und sklavischer Unterwürfigkeit zu freien Bauern emporgeschwungen.

„Wir stehen hier mehr auf eigenen Füßen,“ so sagte mir ein alter, graubärtiger Mann mit hagerem, runzeligem Gesicht. Seine etwas gebeugte Gestalt in dem schwarzen, kastanähnlichen Rock gab ihm etwas Ehrwürdig-Patriarchalisches, als er, mit einer rhythmischen Handbewegung seine Worte begleitend, fortfuhr:

„Dort drüben“ — und er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach rückwärts — „dort drüben in Entre Rios war es nichts. Da war die Verwaltung schlecht, sehr schlecht. Die Herren nahmen für sich alles, und wir erhielten nichts! — Jawohl, Herr, nichts! Da waren unsere Leute gefesselt in Bevormundung und Unfreiheit. — Aber hier ist es anders, besser. Dies alles ringsherum“ — er wies mit dem ausgestreckten Arm in mächtiger Bewegung nach dem Horizont — „gehört schon uns. Wir haben die Häuser und Ranchos gebaut, alle jene Pflüge, Eggen und

Karren und Wagen angeschafft, auch die Schneide- und Bindemaschinen. Unsere Kolonie hat schon einen beträchtlichen Viehstand, etwa 700 Pferde, 200 Kühe und 400 Schafe. Wenn auch die ersten beiden Jahre nicht viel brachten, so sind wir doch gut vorwärts gekommen. Und die letzte Weizenernte war so gut, daß kürzlich einige von unsern Ansiedlern noch 2000 Hektar Land in der Umgegend gepachtet und davon bereits 1500 Hektar besät haben. — Ja, Herr, die Not hat uns hier erst arbeiten gelehrt.“

„Was ist das dort drüben für ein Haus? — Eine Wirtschaft oder sonst etwas Ähnliches?“ fragte ich.

„Nein, das ist unsre Synagoge! Wir haben eben Gottesdienst. Wenn der Herr mal nähertreten will, so bitte.“

Ich begab mich zu der niedrigen Lehmhütte, die roh und primitiv gebaut war und sich durch nichts von den andern unterschied. Schon von weitem hörte ich das dumpfe Gemurmel der Betenden. Um nicht zu stören, ging ich dicht an der offenstehenden Tür vorbei, um nur einen Blick hineinzuworfen in den engen Raum, der durch ein kleines Fenster mit schmutzigen, teils zerbrochenen Scheiben spärlich erhellt wurde. Was ich da für einen Moment sah, überraschte mich. Ein eigenartig fremdes Bild bot sich mir; ein Ausschnitt orientalischen Lebens hier mitten in der Pampa Argentiniens. In dem Rembrandtschen Hell Dunkel des Raumes sah ich die undeutlichen Umrisse menschlicher Figuren. Männer waren es, die hier dicht zusammen-

gedrängt saßen oder beieinander standen, alle in lange, weiß und schwarz gestreifte Tücher gehüllt, einige aufrecht, andere tief gebückt über die „Gefeszesrollen“, alle aber in Andacht und in innigem Gebet. An einem kleinen Tisch oder Pult so ziemlich in der Mitte saß ein ehrwürdiger Greis mit lang herabwallendem, weißem Vollbart und einer Hornbrille auf der stark gekrümmten Nase; er starrte unverwandt in ein vergilbtes Schriftstück, das er mit beiden Händen vor sich hielt. Seine Lippen bewegten sich, während er halblaut las. Es war die einzige Figur, auf die von dem kleinen Fenster aus zitternd und spielend das helle Tageslicht fiel, während alles übrige mit mehr oder weniger verschwommenen Tönen in sattes Hell Dunkel versank. Nur hier und da ein Reflex auf einer mächtig gewölbten Stirn oder auf dem Backenknochen eines Antlitzes mit markanten Zügen oder das grelle Gleißeln vom Goldreif am Finger einer schwieligen braunen Hand. Und über dem ganzen wie eine schwere drückende Wolke das dumpfe Gemurmel der Betenden, fast beängstigend, die Brust beklemmend, und doch in inbrünstigen Lauten und Worten sich emporringend zum Allmächtigen.

Lautlos schlich ich davon, um nur keine Störung zu verursachen. Draußen strahlte die lichte Sonne so hell und freundlich herab, als gäbe es hienieden kein Erdenweh und Menschenleid. Und dort drüben vor dem kleinen Häuschen saß auf der niedrigen Türschwelle ein bildschönes Judentweib mit einem Säugling auf dem Schoß, und nahebei spielten zwei sonnengebräunte,

halbnaakte Kinder von 5—7 Jahren und tummelten sich auf dem Erdboden, voll ausgelassener Freude und Lust, laut jauchzend und lachend und unbekümmert um das sorgenvolle, bange, Erhörung herabsehende Gemurmel der betenden Väter und Brüder im engen, dumpfen, lichtarmen Bethaus.

Im Jahre 1901 wurden die ersten jüdischen Familien von der Ströderschen Kolonisation hier angesiedelt, und diese ist mit ihrem Versuch, Juden als Ackerbauer zu verwenden, ganz zufrieden. In der That aber mußten erst einige Böcke aus der Herde ausgeschieden werden, arbeitscheue, großmäulige Leute, die Ansprüche erhoben, und die dann von selbst weggingen, als man ihre Forderungen einfach unbeachtet ließ.

Im allgemeinen sind es polnische und russische Juden, die der Hirsch'schen Kolonisation, der „Jewish Colonisation Association“, in Entre Rios entronnen sind und sich hier ein unabhängiges Dasein geschaffen haben. Sie sprechen ziemlich gut spanisch und sind mit den Landesgebräuchen derart vertraut, daß die Niederlassung wenig Schwierigkeiten bietet. Die hier heranwachsende Generation sieht schon ganz gauchomäßig aus. Zwei halbwüchsige Jungen übten sich im Lasso-werfen*) und hatten darin bereits eine anerkennenswerte Fertigkeit erlangt. Auf ungesatteltem Gaul sprengte ein kräftig gewachsener Sohn Sems über das Feld, eine Schar Pferde vor sich hertreibend. Man denke sich dieses Bild in Europa!

*) Vergl. S. 77.

Die Leute sind fleißige Arbeiter und haben große Strecken Landes unter dem Pflug. Ihre Häuser sind zwar noch primitiv, doch solid gebaut und im Innern recht wohnlich. Wenn er es zu etwas bringt, läßt der Jude seine Kinder gut schulen, schickt sie, wenn irgend möglich, in die Stadt, und jetzt, bei wachsendem Wohlstand, macht sich wieder der Zug vom Land zur Stadt und der Hang zum Kaufen und Feilschen, zum Kontor und Laden, also zum Handels- und Geschäftsleben bemerkbar. —

Weiter nach Westen liegt das nette Städtchen *Bernasconi*, von Italienern und Schweizern ins Leben gerufen und auch heute noch diesen Typus in seiner Bewohnerschaft aufweisend. Von hier an westwärts beginnt der Boden immer wellenförmiger zu werden, und es zeigen sich Anzeichen von Baumwuchs und niedrigem Gestrüpp (*monte sucio*). In der Ferne schimmern blaue Höhenzüge, dazwischen glitzern Lagunen. Höher und dichter werden allmählich die Bäume, bis ich nach und nach geschlossene Wälder vor mir habe. Es ist das Hartholz, *Caldén* genannt, sehr geeignet — wie gesagt — für Pfosten und Brennholz. Im Winter, wenn keine Getreide- und Wolltransporte zu machen sind, lebt die Nordwestbahn sozusagen vom Transport dieser Pfosten und hat, um den Betrieb zu normalisieren, sogar eigene Holzschlägereien eingerichtet. Leider geschieht die Abholzung, wie bei allen neuen Betrieben, nicht auf rationelle Weise. —

Und höher werden die Bodenwellen, die sich in

der Ferne wie Höhenzüge ausnehmen. Die meisten dieser „lomas“ sind „medanos“, Sanddünen, mit einer dünnen Humusschicht bedeckt; in den Niederungen finden sich stellenweise Spuren von „salitrales“ (Salpeterablagerungen). In das ganze Landschaftsbild aber kommt mehr Abwechslung sowohl in Farbe wie in Form. Anstatt der ebenen Fläche jetzt Hüggelland und Tal und Berg; anstatt des langweiligen gelb-roten Tones nun dunkelgrünes Buschwerk, schattige Bäume mit gesättigten Farben in Stamm und Krone. Schafherden, von berittenen Gauchos getrieben, wälzen sich in mächtigen Staubwolken langsam durchs Gelände. Dann tauchen hinter schlanken Pappeln kleine Gehöfte auf, sogenannte Quintas, auf denen große Gartenanlagen für Gemüse- und Obstzucht eingerichtet sind und viel Obstbau getrieben wird. Und dort in der Ferne glänzt es wie ein feuchtblaues Auge der Mutter Erde; es ist die Laguna, die da im Sonnenschein blinkt und winkt und dem müden Reitersmann zutraulich zunickt und ihn einladet zur wohlverdienten Rast an ihren Ufern im kleinen Städtchen General Acha.

Die Stadt mit etwa 1500 Einwohnern liegt auf einer welligen Anhöhe, die sich nach allen Seiten ab-dacht und eine schöne Aussicht auf die weitgedehnte Umgebung und die Höhenzüge der Pampa gewährt.

General Acha aber selbst ist fürchterlich, ein richtiges Sandnest, eine richtige Streusandbüchse. Die Straßen sind sandig und ungepflastert; viele Häuser sind zerfallen; der Staub verleiht auch den besser ge-

bauten ein ruinenhaftes, düster-graues Aussehen. Nach dem Zustand der Straßen zu schließen, müssen hier von Zeit zu Zeit furchtbare Gewitter niedergehen. An einer Stelle z. B. hat das Wasser einen mannstiefen und ca. 3 Meter breiten Graben ausgefressen, so daß mehrere Gebäude arg beschädigt worden sind und ein-
gänzlich eingestürzt ist. Viele Häuser stehen leer, wäh-
rend es vor nur einigen Jahren noch schwierig war, eine Wohnung zu finden. Es gibt mehrere recht kom-
fortabel eingerichtete „Hotels“, selbstverständlich nur für Pampaverhältnisse. Hervorzuheben ist der Eifer, mit dem die städtischen Behörden Baumanpflanzungen angelegt haben. Besonders gedeiht die Pappel, die fast in allen Straßen zu Alleen Verwendung gefunden hat.

Ackerbau wird fast gar nicht getrieben. Dagegen beschäftigen sich die Besitzer der schon erwähnten Ge-
höfte, der sogenannten Quintas, mit Gartenbau und ziehen Gemüse und Früchte. Viehzucht, namentlich Schafzucht, ist hier vorherrschend. Die Wollproduktion ist nicht unbedeutend; ebenso liefert der Holzhandel aus den umliegenden Wäldern, die übrigens dem süd-
afrikanischen Buschfeld sehr ähneln, gute Erträge.





VI.

Strauße. Zum Rio Colorado. Beim Asado.

Weiter nach Westen in die endlose Pampa hinein bin ich geritten. Spärlicher werden die Wohnstätten, spärlicher auch die Menschen. Bald nur Sand und wieder Sand ringsumher auf kahler, weiter Ebene. Dazu der lästige Staub, der wie eine mitwandelnde Wolke mich und meine Tropilla umgibt. Die Sonne beginnt heiß herniederzusenken und macht sich bei Mensch und Tier recht unangenehm fühlbar. Kein Schatten weit und breit. Ab und zu niedriges, windzerknittertes Gestrüpp, das scheu auf sandigem Boden dahinkriecht. Kein Lebewesen wird sichtbar; kein Tier in dem unwirtlichen Gelände, kein Vogel in der vibrierenden Luft. Unheimliche Totenstille brütet über diesen nackten Feldern. Nur das Keuchen der Reit- und Lasttiere, das Klappern irgendeines schlecht befestigten Gepäckstückes dringt dumpf aus den dichten Staubmassen heraus. Ein grenzenloses Gefühl des Verlassenseins legt sich beklemmend auf die Brust. Da taucht weit vor uns plötzlich eine Herde **S t r a u ß e** auf und rennt quer über die Sandfläche, bis sie hinter einer Terrain-

salte verschwindet. Es ist der patagonische Strauß (*Rhea Darwinii*), der hier in Mengen vorkommt. Er ist verschieden von der im Norden lebenden Spielart, der *Rhea americana*, und zwar liegt der Unterschied darin, daß *Rhea Darwinii* kleiner ist und eine etwas hellere Farbe hat als *Rhea americana*. Beide Arten sind bedeutend kleiner als die in Afrika lebende, zeigen aber in der Färbung des Gefieders manche Ähnlichkeit.

Einmal war der Strauß für die Indianer ein Jagdtier von unschätzbarem Wert, der heut allerdings nicht mehr so empfunden wird. Das Fleisch liefert ein vorzügliches Nahrungsmittel und wird jedem andern Fleisch, auch dem des Guanaco*), vorgezogen. Die Eier werden gegessen und bilden in der Zeit vom September bis November die Hauptnahrung. Die Federn sind ein beliebter Handelsartikel, und aus dem Balg der ganzen Haut mit den Federn verstanden die Indianer früher Mäntel für Frauen und Mädchen anzufertigen. Aus den Sehnen der Beine wird ein dauerhafter Zwirn hergestellt, zum Zusammennähen von Guanacosellen, von Lederzeug, Zaumzeug usw. Auch wird die Schnur für die „Boleadoras“**), die Wurffugeln, daraus gearbeitet. Die Haut verwenden die Eingeborenen zur Herstellung von schlauchartigen Behältern für das ausgelassene Fett der Tiere, während die abgezogene Nackenhaut zur Aufbewahrung von Salz, Tabak usw. dient.

*) Eine Art Lama.

**) Vgl. die Anmerkung zu Seite 77.

Ein Männchen hat etwa ein halbes Duzend Hennen, die ihre Eier alle in dasselbe Nest legen. Oft befinden sich vierzig Eier und noch mehr in einem Nest, die vom Männchen bebrütet werden. Die Jungen bekommen im zweiten Jahr ihr volles Gefieder und sind ausgewachsen. Außerordentlich entwickelt sind die Beine dieses Kennvogels, denen er seine fabelhafte Schnelligkeit im Laufen verdankt, so daß es für Pferde und Windhunde unmöglich ist, ihn bei einer Verfolgung in gerader Linie einzuholen. Bei der Verfolgung werfen sich die Tiere nicht selten platt auf die Erde und kauern sich so zusammen, daß sie sich dem Boden ganz anschmiegen, und nun wegen der grauen Färbung ihres Gefieders kaum mehr bemerkbar sind.

Es ergibt sich bei Straußenjagden die Notwendigkeit des Umkreisens auf weite Entfernungen hin, wobei Rauch und Flammen ringsum angezündeter Feuer zu Hilfe genommen werden, bis zum Einschließen und Zusammentreiben auf engeren Raum. Erlegt wurden die Tiere gewöhnlich mit der Bola*), heute natürlich mit dem Schießgewehr. — — —

*) Bola ist eine Wurffugel, die ursprüngliche Waffe der Indianer. Von den verschiedenen Sorten ist die einfachste die „Bola perdida“, die verlorene Kugel, d. h. ein Stein mit scharfer Spitze oder eine Metallkugel mit Haut überzogen und an einer ca. 1 m langen Schnur aus zähem Leder befestigt, an deren anderem Ende ein Knoten gemacht ist. In den Händen der Indianer ist diese Bola eine furchtbare Waffe, die sie mit vorzüglicher Treffsicherheit zu schleudern verstehen.

Mehr und mehr bietet die Landschaft ein Bild starrer Wildnis und trostloser Öde dar. Die Bodenbeschaffenheit wird allmählich steiniger, wilder, die Vegetation noch spärlicher als bisher. Sanddünen und Salpetersümpfe wechseln ab mit verkrüppeltem, niedrigem Gestrüpp. Wir traben eine Strecke lang über ein weites, mit Kieselgeröll bedecktes Hochfeld, auch hier — abgesehen von einigen staubig-trockenen Dornbüschen — alles kahl und nackt. Dann läuft der Pfad in eine ausgewaschene Schlucht aus und senkt sich langsam abwärts zu einer breiten Talebene. Wie ein gewaltiger Graben mit steilen Wänden zieht es sich dort in der Ferne hin, und zwischen eingesprengten dunkeln Flecken glitzert und blitzt es im Sonnenschein. Es ist der Rio Colorado, der rote Fluß, dessen Fluten zur Zeit des Hochwassers von der Lehmerde des oberen Laufs rotgelb gefärbt werden. Die Ufer sind jäh abfallende Böschungen, meilenweit kahl und öde, nur hier und da bestanden mit Trauerweiden und niedrigem Gestrüpp. Raschen Laufs wälzt der Strom seine gelben Gewässer dem Ozean entgegen, wie wenn er fürchtete, zum Dienste der Zivilisation herangezogen zu werden. „Grausam und verschlossen wie die Indianer, die dort hausten, verweigert dieser undankbare Fluß seinen lechzenden Ufern die ersohnte Erquickung“*). Seine Strömung ist so stark und reißen, daß vorläufig an eine Schiffahrt flußaufwärts kaum gedacht werden kann.

*) M. Memann. Am Rio Negro. Berlin 1907. Dietrich Reimer. S. 9.

Wir ritten talwärts, und als des Tages goldener Schein verrann, sattelten wir vor einem einsamen Rancho ab. Ein alter Gaucho, im verwitterten Filzhut, den braunen Poncho über den Schultern, kam uns langsam und würdevoll, gemessenen Schrittes, mit freundlichem Gruß entgegen und bat mich, einzutreten. Er stammte aus Chile. Bald prasselte ein Stück Hammelfleisch am Spieß, und der Yerba Mate *) machte die Runde. Inzwischen tropfte das Fett vom „Asado“, eben jenem Hammelbraten, hinunter in die Flammen, daß es zischte, und sorgfältig drehte und wendete mein Indianer den duftenden Braten, damit er ja gleichmäßig dem Feuer ausgesetzt werde. Jetzt war er zur Genüge gebräunt. Der Hauswirt stellte ihn beiseite, machte mit seinem Dolchmesser verschiedene Längs- und Querschnitte hinein und begoß ihn dann mit Salzwasser. Hierauf wurde er noch einmal ans Feuer gesetzt, einige Male gewendet und — war fertig! Nun stieß der Alte den Spieß mit dem knusprigen Braten in den Erdboden; wir hockten uns herum, und ein jeder zog, der Sitte gemäß, sein langes Dolchmesser aus dem Gürtel, schnitt sich ein beliebiges Stück vom Asado ab und verzehrte es aus der Hand, nur unter Zuhilfenahme des Messers.

Später fand sich noch ein anderer Gast ein; es war ein älterer, graubärtiger Mann von hünenhaftem Wuchs, der in wallendem Poncho und zerdrücktem Filzhut schwerfällig sporenklirrend eintrat.

*) Das Nationalgetränk, Paraguantee.

„Buenas noches, Caballeros!“ Mit diesen im tiefsten Bass gesprochenen Worten setzte er sich unaufgefordert zu uns ans Feuer, langte nach dem gewaltigen Seitenmesser, das er erst prüfend am Stiefelschaft abzog, und schnitt sich ein ordentliches Stück vom Spießbraten ab. Niemand fragte, wer er sei, woher er käme. Es schien selbstverständlich, daß der Fremde hier mit Speise und Trank sich kräftigen und die Nacht verbringen werde. Das ist Gastfreundschaft nach dortiger Manier, die leider wohl bald, wie so vieles andre Gute, verschwinden wird.

Wie ich später erfuhr, war der Fremde meinem gastfreien Chilenen tatsächlich gänzlich unbekannt.

Nach beendetem Mahl trat der Tabak in sein Recht. Wir saßen oder lagen um das Feuer herum und rauchten eine Pfeife nach der andern, schlürften dabei den herben Paraguante, den Mate, und erzählten allerhand von Jagd und Mord, von großen Löwen und Straußen und von wilden Indianern. Und unterdessen rauschte es draußen leise durch die Nacht. Langsam löst sich von den langgestreckten, tafelartigen Erhebungen der Mond, steigt empor in den blauen Aether und gleitet mit bläulichem Dämmererschein über die zitternden Gräser und Sträucher und Bäume und über die blizenden Wasser des Flusses, die im dämmrigen Silberdunst geheimnisvoll raunen und brausen. Von weither dringt der Schrei eines Raubvogels durch die unheimliche Stille. Dann wieder Grabesruhe. Auch an unserm Feuer hört allmählich das Plaudern

auf; jetzt noch die letzte Pfeife und den letzten Mate; wir wünschen uns gegenseitig „Gute Nacht“ und strecken uns in irgendeiner Ecke auf unsre Decken und Ponchos zu erquickendem Schlaf.

Und lauter rauschten die Wellen des Rio Colorado, hastig sprachen sie und flüsterten dann wieder leise, als ob sie heimlich wichtige Geschichten und Märchen erzählten aus längstverklungenen Zeiten, als hier noch die Indianer, die stolzen, wilden Pampareiter, hausten, die kein andres Verbrechen begangen hatten, als eben nur Indianer zu sein, die dann von den Weißen, den Christen, gewaltsam verfolgt und ausgerottet und nach allen Windrichtungen erbarmungslos zerstreut wurden. Sie erzählten von den Gauchos, jenen zähen, braunen Leuten mit dem Indianerblut, den Nachkommen der ersten Weißen, die in unbändigem Freiheits- und Unabhängigkeitsdrange vor der Kultur mehr und mehr zurückweichen und in der unermesslichen Pampa und weiter westlich im Gebirge sich mit ihrem Pferd und Sattel und Baumzeug als freie Herren und Gebieter fühlen.

Und noch vieles andre erzählten die geschwägigen Wogen, vieles von Menschenweh und Menschenleid, von versunkener Macht und zerbrochener Pracht, vom Glück, das verweht, von Liebe und Leben, die verschollen, erstorben.





VII.

Die Gauchoz. Sitten und Gebräuche.

Unter „Gaucho“ versteht man kurzweg die Vertreter der ländlichen Bevölkerung mit ihrem eigenartigen Typus, wie er sich aus der Mischung der eingeborenen Indianer mit den spanischen Eroberern im Verlauf von mehreren Jahrhunderten herausgebildet hat. Die Gauchoz sind ein kräftiger, gutgewachsener, hübscher Menschenschlag von dunkler, bräunlicher, bis ins Gelbe spielender Hautfarbe, mit dunklen Augen und kohlschwarzem, straffem, langem Haar. Regelmäßige, nicht unsympathische Gesichter, die stark an die kaukasische Abstammung erinnern, findet man bei den Frauen; insbesondere sind die jungen Mädchen von auffallender Schönheit. Durchweg aber ist bei allen die indianische Abstammung unverkennbar, was sich leicht aus dem Umstand erklären läßt, daß erst lange, lange Zeit nach Eroberung des Landes durch die Spanier die ersten europäischen Frauen zum Rio de la Plata gekommen sind.

Aus jener Mischrasse, der Kreolenbevölkerung oder Criollos, wie sich die Argentinier selbst mit Stolz gern zu nennen pflegen — und dabei eine gewisse Verachtung gegen den „Gringo“, den eingewanderten Fremden, hervorkehren — bildete sich allmählich ein rauhes, verwegenes Reitervolk heraus, das die gewaltigen Ebenen beherrschte, dort in der ungeheuren, endlosen Pampa seiner Zahl nach verschwindend, frei mit Lasso*) und Boleadoras**) und Daga***) auf der Jagd

*) Lasso ist eine aus zäher, weicher Haut kunstvoll gedrehte Leine in der Stärke eines Fingers und ca. 50 bis 80 Meter lang, die an einem Ende in eine Schlinge ausläuft. Auf weite Entfernungen hin wirft der Gaucho den Lasso derart, daß ein Körperteil der zu fangenden Beute, also Kopf, Hals oder Bein, mit der Schlinge getroffen wird, die sich fest herumlegt und sich durch die Bewegung des Tieres selbst oder des Reiters zusammenzieht. Außer als Jagdgerät dient der Lasso zum Einfangen von Pferden und Rindern und ist bei der Viehzucht treibenden Bevölkerung des Landes zu einem unentbehrlichen Werkzeug geworden.

**) Boleadoras = Kugelschleuder, eine von den Indianern herstammende Waffe, die zu Jagdzwecken und zum Einfangen von Tieren benutzt wird. — An einer 2 bis 3 Meter langen Schnur aus Straußen- oder Guanaco-Sehnen geflochten, befindet sich an beiden Enden eine mit Haut überzogene Kugel aus Stein oder Metall. Bei der Verfolgung eines Wildes schleudert der Jäger dies Wurfgeschloß so, daß es das Tier am Hals oder an den Beinen trifft, sich dort verwickelt und die Beute am Laufen hindert. Bei der Jagd auf Guanacos, Pumas und dergl. wird eine Schleuder mit drei Kugeln verwendet. Diese dient auch zum Einfangen von Pferden und Rindern.

***) Daga = langes Dolchmesser.

umherstreifte und in ausgedehntem Maße Viehzucht betrieb. Auf den mit herrlichem Graswuchs bestandenen Flächen hatten nämlich die von den Spaniern seinerzeit eingeführten Haustiere, wie Pferde, Rinder und Schafe, günstige Lebensbedingungen gefunden und bei den außerordentlich zuträglichen Klima- und Bodenverhältnissen und der ungebundenen Freiheit sich in ungeahntem Maße vermehrt. Teilweise waren die Herden sogar verwildert. Die Bevölkerung des Landes war gering und infolgedessen auch der Konsum an Fleisch, so daß das Vieh nur wenig Wert hatte. Fleisch aber war auf dem Lande in Hülle und Fülle vorhanden; es war daher die Hauptnahrung für den Gaucho, der, an Entbehrungen gewöhnt, ähnlich den Wilden, das Bedürfnis regelmäßiger Mahlzeiten kaum zu kennen scheint. Ich habe dies vielfach auf meinen Reisen dort im Lande beobachten können und, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, kräftig mitmachen müssen. Wochenlang hat unsere Nahrung nur aus Fleisch — Guanaco-, Straußen-, Pferdefleisch — und Paraguaytee bestanden, ohne jede Zutat von Brot, Mehl oder Gemüse, ohne jeden Tropfen von Alkohol. Da habe ich die wohltätige Wirkung des Mate kennen gelernt, die nervenanregend, nicht aber nervenerregend ist, wie z. B. die des Kaffees und Tees.

Als dann im Laufe der Zeiten geregeltere Verhältnisse Platz griffen, als sich aus dem unermesslichen Gemeingut allmählich die großen Besitzungen, die Estancias der Mächtigen, der alten Gauchoführer,

Caudillos, als Privateigentum abgrenzten, blieb dem gewöhnlichen Gaucho die Aufsicht über die nach Tausenden zählenden Viehherden in den unendlich weiten, gewaltig sich dehnenen Flächen. Dort war er allein Herr und Gebieter und sorgte für das Vieh des reichgewordenen Besitzers, so gut es eben ging. Mit der Verfeinerung der Viehzucht indessen, mit der durch den Verkehr und insbesondere durch den Ackerbau immer weiter vordringenden Kultur wurde dann der Gaucho mehr und mehr in entlegene, unwirtliche Gegenden geschoben, und er selbst hat sich, unfähig, diesem unaufhaltsamen Fortschritt standzuhalten, in seiner ursprünglichen Gestalt nach jenen Gebieten zurückgezogen, in die das keuchende Dampfroß die Segnungen der Neuzeit noch nicht hineingetragen hat. Die Kultur als Weltbeglückerin ist eben eine unbarmherzige, blutige Herrin, die da kalt und rücksichtslos alles zerstampft, was sich ihr hindernd in die Bahn stellt oder auch nur gleichgültig zeigt. Wie lange wird's dauern, dann ist auch dieses urwüchsige Geschlecht, das in seiner Ungebundenheit und in seinem stolzen, wilden Unabhängigkeitsinn vor der nüchternen Arbeit der Zivilisation zurückweicht, vom Erdboden verschwunden; der Gaucho, der wilde, verwegene Pampareiter, dieser so interessante Menschentyp Südamerikas, — er wird in einigen hundert Jahren bereits dem Reiche der Sage angehören.

Vielsach ist die Gauchobevölkerung heute schon seßhafter geworden als ehemals. Viehzucht ist ihre

Hauptbeschäftigung. Als Verwalter, Mahordomo, als Aufseher, Capataz, als Knecht, Peon oder als Viehhirte verdingt sich der Gaucho heut gegen Lohn auf irgendeiner Estanzia und lebt dort mit seiner Familie schlecht und recht; oder er hat sich ein kleines Besitztum erworben und treibt dort selbst Viehzucht. Viele indessen ziehen unftet umher, genießen die Gastfreundschaft ihrer Landesgenossen und helfen hier und da in der Wirtschaft gegen Bezahlung oder Beköstigung aus, solange es ihnen gefällt.

Andere wieder leben nur von Spiel und Wettrennen. Mit ihren gut zugerittenen Pferden reiten sie von einer Schenke zur andern und werden dort nur zu oft zum Verderben derjenigen, die sich als nicht berufsmäßige Spieler auf jenes unsichere Gebiet gewagt haben.

Noch andere leben von der Jagd. In jenen weit entlegenen, gänzlich unbewohnten Gegenden der Pampa und Patagoniens jagen sie den Strauß, das Guanaco, den Puma usw. und tauschen die Federn und Felle dieser Tiere in der ersten besten Boliche oder Pulperia*) gegen Tabak, Spirituosen, Pulver, Blei usw. ein.

Es dürfte klar sein, daß sich in diesen menschenarmen Gebieten unter den Gauchos viel zweifelhaftes Gesindel umhertreibt, das schon mancherlei auf dem Kerbholz hat. Da sind Mörder, Diebe, Deserteure,

*) Laden und Wirtshaus.



Ein Zeltlager (Tolderia) von Indianern



Indianer vom Pampastamm

kurz, Elemente, die alle Ursache haben, sich weitab von den Zentren der Zivilisation zu halten und um Gottes willen nicht mit dem Arm der Gerechtigkeit in Berührung zu kommen. Vogelfrei streifen diese Leute umher, im stillen auf die Verschwiegenheit und die Hilfe ihrer Landsleute bauend, bei denen sie überall Unterkunft finden. Denn der Gaucho hat eine Abneigung gegen alles, was sich Polizei und Justiz oder deren Vertreter nennt.

Die Landbevölkerung liebt Musik, Spiel und Tanz ungemein, und mehrere Male im Jahre veranstalten die Bewohner derartige Vergnügungen, bei denen auch ein Wettrennen, eine sogenannte carréra, stattfindet.

Zu solchen Gelegenheiten kommen nun die benachbarten Gauchos von nah und fern herbeigeströmt. Einmal ist so etwas eine wohlthuende Abwechslung in dem eintönigen, weltfernen Leben dieser Leute, und zweitens entspricht solches Fest ihrem lebhaften Temperament nur zu sehr. Denn der Gaucho ist infolge seiner Abstammung, seiner Rassemischung ein leidenschaftlicher Spieler, der an solchen Tagen alles, sogar seinen letzten Spargroschen drangibt, große Summen gewinnt und verliert und häufig als bettelarmer Mann, ohne Pferd, ohne Poncho, ohne Sporen, ohne Sattel und silberbeschlagenes Zaumzeug die Unglücksstätte verläßt; und diese Gegenstände und das Pferd machen ja meistens das ganze Eigentum des Gauchos, sein ganzes Hab und Gut aus. Bei solchen Anlässen treten dann neben den guten Eigenschaften dieser Naturmenschen, wie

z. B. ihrem stolzen Unabhängigkeitsinn, der beispiellosen Gastfreundschaft und Großmut, leider auch die Schattenseiten ihres Charakters zutage, und da ist es außer der grenzenlosen Spielwut die Neigung zum Trunk, der Hang zu Streitigkeiten und die Rachsucht. Wüste Szenen, bei denen Dolchmesser und Revolver blutige Opfer verlangen, haben sich da nur zu häufig abgespielt.

Bei den Wettrennen reitet der Gaucho auf ungesatteltem Pferde; er selbst hat sich für gewöhnlich aller unnötigen Kleidungsstücke entledigt und ist meistens nur mit Hemd, Hose und dem breiten Tirador, dem mit Silberbeschlag und Silbermünzen geschmückten Leibgürtel, angetan. Auf das gegebene Zeichen des Schiedsrichters, der auch die Geldeinlagen der wetten- den Parteien übernimmt, sausen die Reiter ab, in vollster Karriere, was die Tiere nur laufen können. Die Länge der Bahn ist, wie sie die Natur eben bietet, sehr verschieden, übersteigt aber wohl selten 2 Kilometer.

Nach Beendigung des Rennens beginnen gewöhnlich die Streitigkeiten; das ist wie das Amen in der Kirche. Erst dann treten Gesang und Tanz in ihre Rechte. Gerade für Musik hat der Gaucho eine große Vorliebe. Sein Lieblingsinstrument ist die Gitarre, und fast ein jeder versteht sie zu spielen. Mit Interesse habe ich oft solchem „Baile“ (Tanzvergnügen) beigewohnt und mit Interesse den Klängen der Instrumente gelauscht. Noch höre ich sie klingen dort in der

einsamen Steppe*); sie ertönen scharf und schrill. Ein alter Mann mit wetterzerfurchtem Gesicht sang die Begleitung. Es war ein Sang aus dem Stegreif, wie ihn die Gaucho's durchweg pflegen, eine Art Einzelverse, ähnlich dem Schnadahüpfle, mit Bezug auf irgendein Vorkommniß im Lande oder in scherzhafter Anspielung auf irgendeine anwesende Person. Immerhin aber haben die Melodien etwas Melancholisch-Trauriges an sich, das an die alten Indianergesänge erinnert, grollend mit dem schaurigen Fatum der Rasse, in starrer Ergebenheit leise herabsinkend zur dumpfen Totenklage. Es steckt nun mal viel Indianerblut im Gaucho, und daher wohl neben dem von den spanischen Voreltern ererbten Talent für die Musik im allgemeinen, auch das von den indianischen Vorfahren überkommene düster-ernste Moment einer fatalistischen Lebensanschauung, das selbst in Spiel und Gesang zum Durchbruch gelangt.

Sogar in den leidenschaftlichen Liebesliedern, in den sehnächtigen Gesängen von Freiheit und Unabhängigkeit, von der einsamen, herrlichen Pampa, weht ein träumerischer Hauch von Schwermut, so etwas wie Herbstluft und Laubfallpoesie.

Erst wenn zum Tanz geschritten wird und die Paare sich in graziöser Bewegung drehen und wiegen,

*) Vergl. Dr. W. Ballentin. Ein unerforschtes Kulturland. Neuquén und Rio Negro. Herm. Paetel, Berlin 1907. S. 34 ff., und Dr. W. Ballentin. Paraguay. Das Land der Guaranis. Herm. Paetel, Berlin 1907. S. 212 ff.

erhalten Melodie und Gesang einen andern Klang, heller, lustiger, oft sogar übermütig, herausfordernd zum höchsten Genuß des Daseins. Und ringsherum sitzen oder stehen die Zuschauer, den Mate schlürpfend oder Wein oder Cañabranntwein trinkend, und begleiten mit Händeklatschen und Zurufen das Spiel oder stimmen von Zeit zu Zeit in den Einzelgesang mit ein. Es war stets ein phantastisches Bild, das sich mir dort am Abend im flackernden Feuerschein darbot. Geschmeidig wiegten sich die dunkeläugigen Mädchen im sogenannten *Périmon*, einem argentinischen Nationaltanz. Die braunen Wangen waren gerötet, die feuchten Lippen halb geöffnet, der Busen wogte; ab und zu schoß ein Blitz aus den Glutaugen hinüber zum Tänzer, der stolz lächelnd die kohlschwarzen Haare aus der Stirn schüttelte, auf den Boden stampfte, daß die Sporen klirrten, und dann wieder mit Leidenschaft seine rhythmischen Bewegungen dem Spiel der Musik anschmiegte. Eine natürliche Anmut herrschte beim Tanz dieser halbwilden Naturkinder, wie sie mir selten wieder begegnet ist.

Mitternacht war längst vorüber; ich begab mich zur Ruhe, während das unermüdlche braune Gauchovolk lustig weitertanzte und sich an Musik und Gesang belustigte. Noch lange hörte ich die Klänge der Gitarre, das Beifallklatschen und Jauchzen der Menge, das Klingen großer Silbersporen und den Stegreifgesang des alten Gaucho. Auf meinem primitiven Lager, das, aus Sattel, Poncho und Decken bestehend,

auf dem Erdboden ausgebreitet war, schlief ich bald ein, übermannt von Müdigkeit und eingelullt von dem Lärm und der Musik, die nun allmählich immer entfernter klang und schließlich überging in ein sanftes Plätschern und Rauschen und Brausen, wie gedämpfte Akkorde aus überirdischen Sphären. Und ich sah noch einmal vor mir die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen mit ihren geschmeidigen Leibern in den graziösen Drehungen und vornehmen Bewegungen, ich sah die fröhliche Zuschauermenge, klatschend, rufend und trinkend; alle lachenden Mundes, den Augenblick in vollen Zügen genießend, unbekümmert um die Zukunft.

Glückliches Volk hier auf weltabgeschiedener Steppe, fern vom heftig pulsierenden Leben der Neuzeit, vom lärmenden Getriebe der streitenden Welt!

Glückliches Volk! Aber auch du mußt der Übermacht einer unerbittlichen Notwendigkeit weichen, und mit letztem Bittern und leisem Stöhnen wirst du hinabsteigen in das Reich der Schatten! Ob nach einer Generation das Gauchovolk hier noch ebenso heiter und harmlos singen und tanzen wird wie damals?





VIII.

Die verzauberte Stadt.

Wochenlang waren wir westwärts geritten, hatten das staubige, schläfrige Örtchen Méuquén hinter uns gelassen und näherten uns nun immer mehr dem gewaltigen Gebirgszuge der Cordilleren. Und als wieder einmal in Klarheit und Kühle ein tafrischer Morgen angebrochen war, machte mich mein Indianer auf die Gegend aufmerksam.

„Seht, Herr, dort liegen die Berge.“

Wie ein blendend weißer, unregelmäßig gezackter Streifen zieht es sich am fernen, duftigen Horizont entlang, so zart und fein, daß ich es mit bloßem Auge kaum zu erkennen vermag.

„Also das ist das gewaltige Gebirge.“

„Si, señor. Es ist sehr hoch und wild, und auf seinen Bergen gibt es Schnee und Eis; in seinen Tälern aber ist es fruchtbar; da wachsen Weizen und alle Sorten von Gemüse, und blaue Seen befinden sich dort und Flüsse und Bäche und Quellen.“

„Gibt es da denn auch Menschen?“ fragte ich.

„Nein, Herr, nur sehr wenige, und das sind Indianer; das ganze Land dort in den Bergen ist unbewohnt, trotzdem es so schön ist wie ein Zauberland. — Ich kenne es,“ fügte der Mann mit Nachdruck hinzu und schaute mich dabei mit seinen blitzenden Augen wie triumphierend an.

„So, du kennst das herrliche Land?“

„Si, señor; ich bin selbst dagewesen, und mein Vater und schon dessen Vater kennen es und haben viel davon erzählt.“

Ich wurde neugierig.

„So, was denn alles? Ich möchte das auch gerne wissen.“

„D, señor, das ist sehr viel. Aber so viel kann ich nur sagen —“ und hierbei dämpfte er seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern — „das ganze Gebirge ist verzaubert gewesen und ist's noch heute, ja, das könnt Ihr glauben, Herr. Tief in den Bergen hat vor vielen, vielen Jahren eine große, reiche Stadt mit weißen Menschen existiert, die aber, als die bösen Geister Feuer aus den Berggipfeln herniedersandten, verschwunden ist.“

„Sie ist jedenfalls durch ein Erdbeben zerstört oder verschüttet worden?“

„Nein, señor, sie existiert heute noch. Nur weiß es kein Mensch, wo sie geblieben ist, und niemand kann sie finden. Sie besteht noch mit all ihren großartigen Reichtümern und Schätzen.“

„Hat diese Stadt denn einen Namen gehabt?“

„Das weiß ich nicht genau, Herr; ich und alle Leute aus dieser Gegend kennen sie nur unter der Bezeichnung der „Ciudad Encantada“, der verzauberten Stadt.“ — —

Ich habe mich dann näher mit dieser interessanten Sache befaßt und bin durch vielfaches Fragen und Erfunden zu dem nachstehenden Ergebnis gelangt.*)

In einem prachtvollen Gebirgstal der Nordilleren liegt — so erzählt die Sage — inmitten herrlicher Wälder mit blauen Seen und rauschenden Bächen eine verzauberte Stadt, die „Ciudad Encantada“. Hohe Mauern umgeben sie, und nur ein einziges Tor führt über einen tiefen und breiten Graben hinein. In der Stadt aber selbst gibt es schöne Häuser aus Stein mit silbernen Dächern und Marmorsäulen; die Wände des Innern sind mit Gold und Silber getäfelt; Stühle und Tische und alle Gerätschaften sind von Silber. Und in dieser Stadt und über das ganze Land und alle Wälder und Flüsse und Seen herrscht ein ehrwürdiger Greis mit lang herabwallendem, weißem Bart und Haupthaar und großen, mild blickenden Augen. Der sitzt auf einem goldenen Thron. Und alle Leute ehren und lieben ihn; denn er ist ein edler und guter, gerechter Mensch. Und sie bringen ihm von ihren glatten Kindern und fetten Schafen und von den Erträgen der Äcker und Früchten der Gärten Geschenke als

*) Vergl. Dr. W. Ballentin. Chubut. Im Sattel durch Nordillere und Pampa Mittelpatagoniens. Berlin 1906. Hermann Paetel. S. 97 ff.

Zeichen ihrer Achtung und Verehrung. Innerhalb der Stadt aber steht ein großer Turm, aus Felsen und Eisen gebaut mit einem tiefen Gewölbe, und in diesem unterirdischen Gewölbe liegen die herrlichsten Schätze der Welt verborgen, Geschmeide und Kronen von Gold, Ringe, Ketten und Spangen von Gold und Silber, Pokale und Becher und Teller und Platten und viele Diamanten und kostbare Edelsteine; so viel, daß diejenigen, die zum erstenmal diese Herrlichkeiten zu schauen bekommen, drei Tage lang nicht sehen können: so sind ihnen die Augen von all dem Glanz, dem Blitzen und Funkeln der Schätze geblendet.

Nur wenigen war es bisher vergönnt, den Weg zu dieser geheimnißvollen Stadt zu finden. Einige Wanderer, die sich im rauhen Gebirge verirrt hatten, haben sie zwar von weitem gesehen. Aber als sie näherkamen, schien es, als ob die ganze Stadt sich immer mehr entferne, bis sie plötzlich wie in einem Nebel verschwand.

Nur sehr wenigen Jägern ist es geglückt, in das Innere hineinzukommen. Sie seien zunächst — so wird berichtet — durch eigentümliche Töne wie von fernem Gesang und Glockengeläut aufmerksam gemacht worden. Häufig hätten sie auch dumpfes Getöse, ein starkes Rollen und Dröhnen und Krachen gehört und seien dann diesem Geräusch nachgegangen, bis sie mitten im tiefen Wald an einem dunkelblauen See plötzlich bebaute Felder und Äcker und Wiesen sowie grasende Viehherden gesehen hätten. Dann sei von einem

kleinen, weißen Hause her ein alter Mann gekommen, hätte ihnen schweigend die Augen verbunden und sie auf sehr gewundenen Pfaden durch ein großes Thor in die reiche Stadt geführt, wo sie mit einem Male vor dem goldgeschmückten Thron eines sehr alten, weißbärtigen Herrschers gestanden hätten. Gestärkt mit Speise und Trank, seien sie dann später ebenso aus dem Ort herausgeführt worden, hätten aber niemals mehr, trotz aller Anstrengungen, den Weg wiederfinden können. — — —

Drei verwegene Gesellen, Wegelagerer, die begünstigt durch den dichten Urwald und das schwer zugängliche Felsengebirge, schon jahrelang ungestört ihr blutiges Räuberhandwerk trieben, hatten einst einen Weißen, der nach Chile wollte, überfallen, ihn völlig ausgeraubt und dann elend erschlagen. Seine bildschöne Tochter aber fesselten sie auf eines der gestohlenen Reittiere und führten sie gewaltsam mit sich. Auf dem Wege zu ihrem Schlupfwinkel überraschte die Übeltäter ein fürchterliches Unwetter. Der Himmel verfinsterte sich, und schwarze Wolkenmassen wälzten sich drohend heran, als ob sie, den Wald und das Gebirge umhüllend, alles in Finsterniß begraben wollten. Auf schwarzmähnigen, triefenden Rössen jagte der urgewaltige Orkan durch die Lüfte, und plötzlich zerriß ein greller Blitz den schaurigen Himmel, und ein betäubender Donnerknall ließ die Erde in ihren Grundfesten erbeben. Das Himmelsgewölbe schien sich spalten zu wollen, und wie ein blutigroter Feuerschein leuchtete

es durch den Urwald. Da erblickten die drei Mörder in diesem Flammenschein die strahlenden Kuppeln und Thürme und Häuser einer großen Stadt, und plötzlich trat ein hochgewachsener Greis, ganz in weiße Gewänder gehüllt, auf sie zu, von so ehrwürdigem und gebietendem Aussehen, daß sie vor Furcht und Entsetzen in die Knie sanken und sprachlos die wundersame Erscheinung anstarrten. Schweigend ergriff der Greis das Pferd, auf dem die ohnmächtige Tochter des Ermordeten festgebunden war, erhob drohend und warnend die Hand gegen die drei am Boden kauern den Räuber und verschwand langsam im unheimlichen Dämmerlicht mit dem Pferde und seiner schönen Last. Das Unwetter ging vorüber; wie aus einer schweren Betäubung erwachend rafften sich die drei Spießgesellen empor und blickten verwirrt um sich. Ihre schöne Beute und dazu alle Pferde und Maultiere waren verschwunden.

Von wildem Grauen und Entsetzen gepackt, ergriffen die Männer die Flucht und irrten nun planlos in der Wildnis umher. Zwei von ihnen starben im Fieberwahnsinn schon am folgenden Tage; der dritte gelangte nach unsäglichen Entbehrungen nach Chile und fand dort als völlig kranker und gebrochener Mann in einem Kloster Aufnahme. Dort hat er einem Beichtvater sein Erlebnis erzählt, wurde Mönch und ist dann hochbetagt gestorben.

So die Überlieferungen von einem unbekanntem Volk oder doch von Menschen, die in jenen sagenhaften,

noch wenig erforschten Gebirgsgegenden der Cordilleren leben sollen.

Für die Bewohner der Ebene und der Küste muß ja die Phantasie angesichts der ungewohnten, total verschiedenen Natur der Cordillerenregion mit den ungeheuren Felsen und der schreckhaften Einsamkeit, mit den rauschenden Wäldern und den schimmernden herrlichen Seen eine Vorstellung von etwas Großem, Gewaltigem, Geheimnisvollem hervorrufen, das man gern ergründen möchte, aber nicht ergründen kann.

Auch heute noch gibt es viele Eingeborene, die, abergläubisch wie sie nun mal sind, fest an das Vorhandensein jener verborgenen „Stadt am See“ glauben. Jedenfalls weist die Sage auf die große natürliche Fruchtbarkeit jener Gebirgsgegend hin und gibt dunkle Kunde davon, daß dort vor langen Zeiten schon Menschen in festen Ansiedlungen gewohnt und Viehzucht und Ackerbau getrieben haben.





IX.

Der König der Seen. Am Lago Nahuel-Huápi.

In einem gewaltigen, nach Nordwesten geöffneten Kreisbogen ziehen sich die Gebirge östlich von Puerto Montt (Chile) am Rande der Bai von Reloncavi herum am Rio Petrohué entlang bis zu dem mit Lava und Geröll ausgefüllten Tal zwischen Lago Lanquihué und Todos los Santos. Es hat den Anschein, als ob alle diese herumliegenden Kuppen und Berge Bruchstücke eines einzigen, einst gewaltigen Vulkans sind, dessen Krater im Lago Chapo südlich vom Calbuco zu suchen ist. Seine Ausläufer resp. Fortsetzungen gehen über den Osorno und Puntagudo bis zum Cerro Esperanza und vereinigen sich weiter nördlich ungefähr beim 2100 Meter hohen Cerro Pantojot und 2198 Meter hohen Puyehué mit dem Hauptgebirge der Anden. In dieser Kette halten der Calbuco und Osorno wie zwei riesige Torwächter am schmalen Eingang Wacht, der

zur Wunderwelt der patagonischen Waldgebirge und Seen führt. Starr und trotzig steht der verderbenspeiende Calbuco da, bedeckt an seinem Fuß und auf den Hängen mit Lavamassen und Asche. Noch im Jahre 1893 hat dieser Riese gewütet. Damals lag die Asche stellenweise 0,5 Meter hoch. Ein Lavaström, eine Schlammassse wälzte sich den Berg hinunter und begrub Wälder, Felder und Häuser. Eine große Estancia wurde vollkommen verschüttet. Heute noch ragen die Wipfel einiger Mercebäume aus der 10 Meter hohen erstarrten Masse heraus. Auch Bergstürze sind in jenen Gegenden der Cordilleren häufig. Felsen, Eismassen, Schutt- und Sandhaufen, Bäume usw. schießen hinab in das Tal und zerstören alles, was ihnen im Wege steht. In neuester Zeit, im verfloffenen Jahre und jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, haben diese Vulkane ihre verderbenbringenden Naturkräfte zum Unheil der Bevölkerung geöffnet.

Der Puhuhuë, so wurde vor kaum einem Jahre berichtet, soll seine Vernichtungsarbeit sogar bis zum herrlichen Lago Nahuel-Huápi*) auf argentinscher Seite ausgedehnt und der dortigen kleinen Ansiedlung San Carlos Bariloche nicht geringen Schaden zugefügt haben.

San Carlos Bariloche, am malerischen

*) Dr. W. Ballentin. Ein unerschlossenes Kulturland. Neuquén und Rio Negro. Herm. Paetel, Berlin 1907. S. 164 ff.

Südufer des Lago Nahuel-Huápi und 747 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, ist eine Gründung der „Sociedad Ganadera y Comercial Chile-Argentina“ (Chilenisch-Argentinische Gesellschaft für Viehzucht und Handel), die, hervorgegangen aus dem Privatunternehmen einiger Deutsch-Chilenen in Puerto Montt, jetzt über ein Kapital von 4 Millionen Pesos und ein um den See herum gelegenes Landgebiet von 345 000 Hektar verfügt.

Ein reges Leben herrscht in diesem aufblühenden Dörfchen. Schmutze Holzhäuser sind in kurzer Zeit entstanden, fast durchweg aus dem rotbraunen Holz der *Alerce* (*Fitzroya patagonica*), eines zur Familie der Koniferen gehörigen Baumes, gebaut. Außer den Lagerschuppen und Geschäftsräumen der Gesellschaft und den Wohnungen der Angestellten befindet sich dort ein Hotel sowie ein Post- und Telegraphenamts. Nett und sauber ist hier alles gehalten; man spürt, daß hier deutscher Ordnungssinn vorwaltet. Die Gesellschaft, deren Angestellte meistens deutscher Abkunft sind, treibt von hier aus einen schwunghaften Handel nach Puerto Montt, insbesondere mit Wolle und Häuten, die aus Nordpatagonien kommen. Die Waren werden teilweise auf Dampfern, teilweise auf dem Rücken der Maultiere über den Nahuel-Huápi, die Laguna Fria, den Lago Todos los Santos und Manquihué und von hier mit Karren nach Puerto Montt geschafft.

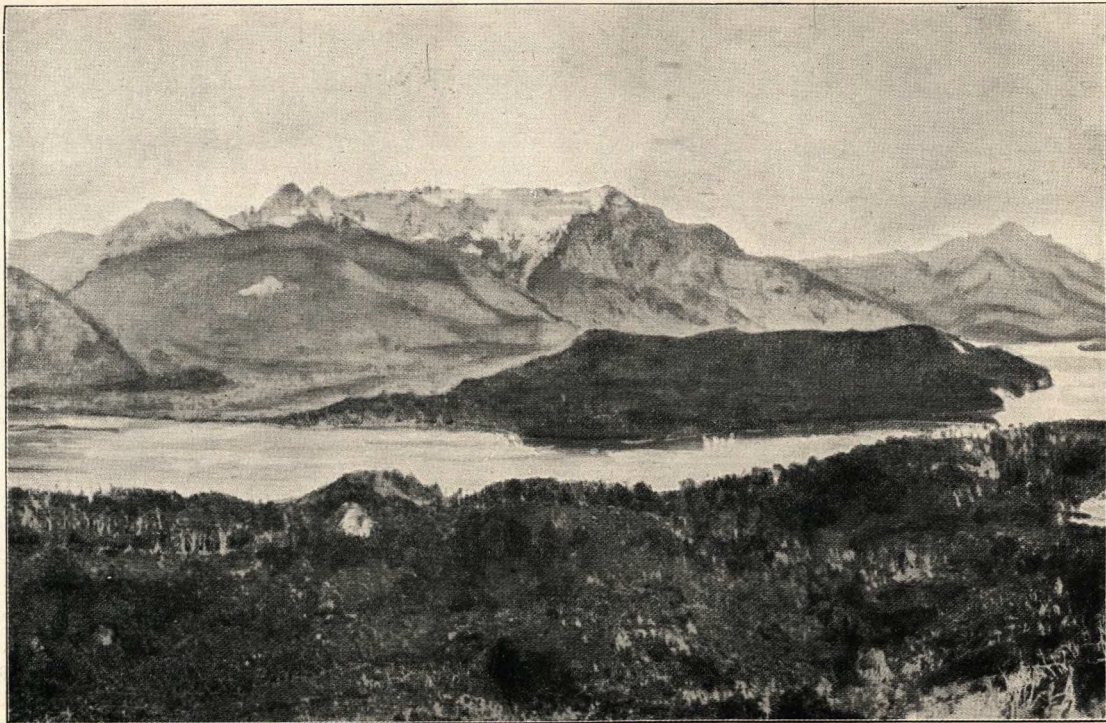
Außer dieser Gesellschaft „Chile-Argentina“ sitzen auf dem Südufer des Sees mehrere Deutsche, zum

größten Theil aus Chile stammend, die sich als Bauern mit Viehzucht und Ackerbau im kleinen Maßstabe beschäftigen. Weizen- und Gemüsebau sind vorherrschend.

Auf einer Insel im See hat sich ein alter Indianer mitten zwischen ansteigenden Felspartien, umgeben von rauschendem Urwald, sein niedliches Holzhaus aufgeschlagen. Er lebt hauptsächlich vom Bootsbau, für den gerade die Mercebäume ein vorzügliches Material liefern.

In dem nordwestlichen Hauptbecken des Sees erstreckt sich die reichbewaldete Insel Viktoria. Auch hier, um diese gewaltige Einsenkung herum, erhebt sich eine paradiesische Gebirgswelt in ihrer ganzen bezaubernden Schönheit und ernstern Wildheit.

Am Ostende des Sees, dort, wo der Limay ausströmt, zeigt sich dem Beschauer eine wildromantische Gebirgsbildung mit tiefzerklüfteten Felsen und Bergen, die sich nach Osten zum Curulëufú zu einem weiten Tale öffnen. Die Annahme liegt nicht zu fern, daß dies ein früherer ausgetrockneter Abfluß des Rahuel-Huápi-Sees gewesen ist. Wenigstens berichten alte Indianerüberlieferungen von einem solchen Flußbett. Heute entwässert den großen See der schon erwähnte Rio Limay, der, erst in nördlicher, dann in nordöstlicher Richtung fließend, nach Aufnahme des Rio Traful und Collon-Curá auf dem linken und des Rio Curulëufú auf dem rechten Ufer sich mit dem Rio Mëuquén vereinigt und den gewaltigen Rio Negro



Teil des Lago Nahuel-Huápi

bildet, der bei Carmen de Patagones oder Biedma in den Atlantischen Ozean strömt.

Schon im Jahre 1779 unternahm der Spanier Basilio Villarino von der Küste des Atlantischen Ozeans aus eine Forschungsreise auf dem Rio Negro, um dessen Quellen aufzufinden. Mit einigen Barkassen fuhr er stromaufwärts bis zur Insel Choële-Choël, die er gegen die Angriffe der Indianer befestigte, und erreichte dann den Zusammenfluß des Nöuquén und Limay. Unter großen Schwierigkeiten kam er theils zu Wasser, theils zu Lande an den Fuß der Cordilleren. Etwa dort, wo der Trasul einmündet, und wo sich viele Stromschnellen gebildet haben, mußte er wegen der drohenden Haltung der Eingeborenen seinen Plan, bis zum Stillen Ozean über das Gebirge vorzudringen, aufgeben und die Rückreise antreten.

Im vergangenen Jahrhundert begann man sich wieder für die Schiffahrt auf dem Rio Negro und Limay zu interessieren. Mehrere neue Expeditionen wurden im Auftrage der Regierung ausgesandt; auch besonders konstruirte Dampfer wurden in Dienst gestellt. Von jenen Reisen ist die des Eduardo O'Connor erwähnenswert, der mit dem Dampfer „Rio Negro“ im Jahre 1883 flußaufwärts fuhr, um Messungen zu machen. Er gelangte den Limay hinauf bis zum Lago Nahuel-Huápi. Später, 1897, unternahmen der Deutsche Karl Wiederhold und der schwedische Naturforscher Peter Dufén von Puerto Montt am Stillen Ozean aus eine Reise bis zum Nahuel-Huápi und

fuhren dann auf selbstgebaudem Boot aus dem See heraus in den Limay hinein. Nach Überwindung großer Stromschnellen bei der Einmündung des Triful ging es schnell mit der Strömung flußabwärts in den Rio Negro hinein bis nach Carmen de Patagones. Vom Ausfluß des Limay bis hierher zur Küste hatte die ganze Reise 24 Tage gedauert.

Hier hat die Natur also eine wichtige Verkehrsader geschaffen, die unmittelbar die Küste des Atlantischen und des Stillen Ozeans verbindet. Für die Besiedlung des Landes, insonderheit der Fluß- und Gebirgstäler, ist das von ganz bedeutendem Wert. Rechnet man noch die im Entstehen begriffenen oder projektierten Bahnverbindungen hinzu, dann wird es ersichtlich, daß der Lago Nahuel-Huápi mit seinem umliegenden Gebiet ein Hauptknotenpunkt des Handels und Verkehrs in Patagonien werden wird. Nur schade, daß deutsches Kapital an solchen rentablen Unternehmungen sich so wenig oder gar nicht beteiligt, und das in einer Tropenzone, die dem Fortbestehen der germanischen Rasse nicht unzutraglich ist, in einem Lande, das infolge seiner klimatischen Beschaffenheit für das Gedeihen des deutschen Elementes alle Grundbedingungen in sich birgt. —

Nach zweistündigem, scharfem Ritt waren wir auf einen Bergkamm gelangt, und da lag plötzlich vor mir der große, blaue See, glitzernd und sprühend im Strahl der Frühsonne wie flüssiges Silber und Gold. Da war er also — der so lang ersehnte Lago Nahuel-

Huápi. Hochragende, bewaldete Bergkuppen und Felsstege rahmen ihn ein. Mit ihrem Fuß versinken sie in dem geheimnisvollen, dunkelbläulichen Dämmerdunst, während helles Glühen die Gipfel und Faden umweht und aus der Ferne die schimmernden Eisriesen der Cordilleren herübergrüßen. Ein feiner Rauch, der wie eine rosige Duftwolke nach oben schwebt, liegt auf dieser entzückenden Landschaft, und Berg und Wald und Felsen und Wasser träumen in Andacht hinauf zu dem reinen, lichtblauen Äther. Ein überwältigender Anblick!

Über steiniges Gelände kamen wir bald an den Ostrand des Sees, dort, wo ihm der Rio Limay entströmt. Mit einer Fähre wurde der Übergang über diesen reißenden Strom bewerkstelligt, und nun ging's durch wildromantische Partien mit wunderbarer Felsbildung und kräftigem Hochwald im großen Bogen zum Südufer des Rahuel-Huápi, wo wir etwa um 1 Uhr die Ansiedlung San Carlos erreichten.

„Rahuel-Huápi“ ist ein indianisches Wort und bedeutet soviel wie „Tigerland“ resp. „Tigerinsel“, genannt nach einer großen, langgestreckten, stark bewaldeten Insel mitten im See, die heute Viktoriainsel heißt.

Schon im Jahre 1670 war der Rahuel-Huápi bekannt. Jesuitenmissionare waren damals von der Küste des Stillen Ozeans über das Gebirge bis hierher vorgedrungen und gründeten zu Beginn des 18. Jahrhunderts am Ostufer des Sees, dort, wo der Rio Limay

seinen Ausfluß hat, eine kleine Niederlassung. In dessen bereits um 1720 entstanden mit den umwohnenden Araukanerstämmen Streitigkeiten, die schließlich dazu führten, daß die Indianer die frommen weißen Väter vom Orden Jesu vertrieben und die Ansiedlung zerstörten. Ein neuer Versuch, hier in diesem Zauberland festen Fuß zu fassen, wurde 1775 von dem Pater Falfner unternommen, und zwar vom Osten her, vom Rio Negro und Limay aus. Fünf Jahre später, 1780, gründete Pater Menendez die Jesuitenstation am See aufs neue, fiel aber schon nach kurzer Zeit unter den Händen der argwöhnischen Rothhäute. Von da an lastete mystisches Dunkel auf der Gegend, die später sogar berüchtigt und gefürchtet war, da Wegelagerer dort in der Nähe der argentinisch-chilenischen Grenze, begünstigt durch den dichten Urwald und das schwer zugängliche Fessengebirge, ihr blutiges Räuberhandwerk trieben. Erst seit 1855 lüftete sich allmählich der geheimnisvolle Schleier von dieser Wunderwelt patagonischer Gebirgsseen, und der große, herrliche Nahuel-Huápi wurde wieder bekannt.

Der Lago Nahuel-Huápi lagert ähnlich wie der Bierwaldstättersee mit zahlreichen Ausbuchtungen fjordartig zwischen den Gebirgen, mit seinem Spiegel 740 Meter über dem Meer liegend; die Tiefe erreicht fast 300 Meter. Er mißt in der Längsrichtung ungefähr 50 Kilometer, in der Breite 15 bis 20 Kilometer und hat einen Flächeninhalt von mehr als 800 Quadratkilometern.

Es lassen sich zwei Hauptbecken des vielarmigen, langgestreckten Sees unterscheiden: das der Viktoriainsel mit seiner von Nordwest nach Südost verlaufenden Längsachse und der von West nach Ost sich hinziehende See von San Carlos. Beide werden durch die von Süden einspringende San Pedro-Halbinsel getrennt. Von hier aus greift ein Fjord weit nach Westen ins Gebirge hinein bis Puerto Blest.

Der Nahuel-Huápi hat prachtvoll tiefblaues Wasser, das bei windbewegtem Spiegel in grünliche Tinten, bei Sturm in dunkelschäumenden Wellentanz übergeht. Bei ruhigem, sonnigem Wetter erstrahlt der See in seiner ganzen Märchenpracht, umrahmt von hohen Waldgebirgen, von gewaltigen Granitmassen und zerrissenen Trachtwänden, hinter denen blauweiße Gletscher und glitzernde Schneegipfel hervorschauen. In diese wilde Gebirgsschönheit und den großartigen südlichen Farbenzauber leuchtet der gletscherstrahlende Tronador hinein. Der eigenartige Reiz der schneebedeckten Felsen, der prächtig grünen Wälder und der wunderbar klaren Gletscherbäche wird durch den alles verschönenden Sonnenschein noch unsagbar gehoben. Eine erhabene, sonnentrunkene Landschaft; ein Gefilde der Seligen, über das ein geheimnisvolles Rauschen geht, als glitten unsichtbare Hände durch eine Riesenorgel. Tief neigen sich in ehrfurchtsvollem Schauern die Wipfel der dunklen Zypressen und erheben sich wieder würdevoll, und die hohen Buchenbäume und Mercen wiegen ihre grünen Häupter, und auf dem

blumengeschmückten Wiesenteppich säuselt es leicht in den Gräsern und Kräutern, und die niedrigen Sträucher beugen sich in Demut. Eine Feierlichkeit zieht wie der Odem des allmächtigen Schöpfers durch dieses verklärte Stückchen Erde.





X.

Über die Kordilleren
nach Puerto Montt (Chile).
Der Esmeralda (Allerheiligen)-See.
Am Lago Lanquihüë.

Ein glitzernder taufrischer Morgen spannt seine zarten Duftgewebe geheimnisvoll über See und Bergwald. Lichtblauer Dunst hüllte Abgründe und Schluchten in weiche Farbentöne, während ringsum Gipfel und Zacken unter dem goldenen Strahl der Frühsonne erglühten.

Auf blitzender, wellendunkler Bahn zieht der kleine Dampfer, der mich von San Carlos über den Lago Nahuel-Huápi nach Puerto Blest bringen sollte, seine Furchen. Eine erhabene, feierliche Ruhe liegt über der wilden, imposanten Landschaft: Malerische Szenarien überall, wohin das Auge schaut. An den Ufern freigelegte Strecken Landes mit schmucken, sauberen Holzhäusern, mit blühenden Gärten und gelben Weizen-

feldern; und prangend im funkelnden Morgentau, wie bestreut mit Millionen von Diamanten, das grüne Kleid der Wiesen und Wälder. Aus den dunklen Wassern steigen grandiose Felspartien senkrecht in die Höhe, mächtige Wände und Felsmassen, zerrissen und zerklüftet; hier zersezt und zerbrochen, da mit gewaltiger Kraft aufgewühlt, dort wild auseinandergezerrt. Eine Riesensaust muß hier einst zornig gewütet haben. Und bei alledem die herrliche, üppige Vegetation! Zypressen (*Libocedrus chilensis*) und Coihue (*Nothofagus Dombeyi*), Merce (*Fitzroya patagonica*) und Roble (*Nothofagus obliqua*) und andere Bäume und Sträucher, sie geben mit ihrem verschiedenartigen Laubwerk der Gegend einen Farbenreichtum, wie ihn die kühnste Phantasie sich nicht großartiger vorstellen kann, vom tiefdunkelsten Blauschwarz und Grün, vom brennendsten Rot bis zum hellsten Gelb und zum blendenden Weiß der Schneemassen hoch oben auf den Klippen und Hängen; und dazwischen eingestreut weiße und rote Blüten, Fuchsien und Anemonen, und dann überall die silberhellen Streifen, die sich von oben herunter zum Abgrund ziehen; es sind Gießbäche und Wasserfälle, die von den Gletschern niederbrausen und in hundertjähriger Arbeit tiefe Furchen in das Gestein hineingenagt haben. Der Beschauer glaubt sich in ein Märchenreich versetzt, in dem aus Felspalten Zwerge kichern und aus kühlen Wellen wunderschöne Nixen ihm entgegenlachen. Die Seele erbebt in anbetenden Schauern beim Anblick dieser gigantischen Wunderwelt;

das Auge wird trunken vom Farbenrausch dieser herrlichen Gottesnatur.

Mich hat die ganze Umgebung stark an norwegische Landschaften erinnert, wie sie Dahl und Rasmussen zu malen pflegen.

Nach vierstündiger Fahrt gelangten wir nach Puerto Blest, in dem tief nach Westen ins Cordillerengebirge eingreifenden Arme des Sees. Drei gewaltige Felsen, die „drei Brüder“ genannt, türmen sich drohend empor und engen das blaue Wasser des Nahuel-Huápi ein. Ihnen gegenüber, an einer senkrecht emporsteigenden Wand vorbei, fließt der Arroyo Frio aus der Laguna Fria in den Lago Nahuel-Huápi, und dahinter ragen im Norden die Gletscher des Cerro Cox bis 2600 Meter und im Süden die des Cerro Capilla bis 2150 Meter in den blauen Himmel hinein.

Puerto Blest besteht aus den Lagerhäusern der „Compania Andina del Sur“, einem Zweige der schon genannten „Compania Chile-Argentina“. Das Gestein ist hier sehr eisenhaltig; die Magnetnadel wird nach angestellten Beobachtungen um 4 Grad nach Osten abgelenkt.

Zur Jesuitenzeit gab es hier einen Paß, der den Übergang über das Gebirge von Chile her nach dem argentinischen Osthang in einem Tage gestattete. Ein Ausbruch des Vulkans Calbuco und andere Eruptionen indessen haben diesen Pfad verschüttet.

Durch prächtigen Hochwald, meistens aus Zypressen bestehend, führt ein etwa 30 Minuten langer Pfad zur Laguna Fria. Wie der Königssee, so liegt sie etwa 700 Meter über dem Meeresspiegel da, eingeschlossen von gewaltigen, steilen Bergwänden, wie eine schlafende Märchenfee im verzauberten Schloß. Nur im Westen und in der östlichen Ecke hat die Natur zwei Zugangstellen geschaffen; sonst links und rechts senkrechte, unübersteigliche Gebirge mit jähem Hängen und Klüften. Hier ist die schweigende Stätte des Grauens, wo leise die Sehnsucht ruft und die Seele in ihren Tiefen erschauert. Unheimlich, schwerfällig und träge schimmern die milchig-weißen Wasser unter dem kleinen Boot, das, gelenkt von braunen Chiloten, mich über diesen See trägt. Der Geist schwelgt zwar in dem Glanz des Kolorits, in der überwältigenden Erhabenheit der Form dieses — fast möchte ich sagen — phantastischen Gemäldes, und doch beschleicht ihn ein Gefühl der Wehmut, eine geheime Scheu vor der uralten, gewaltigen Schöpferhand, die hier rastlos mit geduldigen Fingern gearbeitet hat. Und hoch oben in den Lüften schmiegen sich blasse Nebelschleier um die Bergeshänge, und in den Baumwipfeln rauscht es geisterhaft, und ein heimliches Wellenflüstern zieht über den Tiefen dahin.

Steil führt der Weg durch den Wald hinauf zum Pässe Perez Rosales, der, nur 1000 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, den Übergang nach Chile vermittelt. Wir befinden uns hier auf der Wasserscheide

und gleichzeitig auf der Grenze zwischen den beiden Nachbarstaaten.

Bezaubernd schön ist der Blick von dort oben bei klarem Sonnenschein und blauem Himmel auf die umliegende Gebirgswelt, deren Berge mit immer grünen Wäldern bestanden sind, zwischen deren Bäumen hochgetürmter, weißer Schnee mit blauen Schatten liegt.

Auf der westlichen Seite des Gebirges steigen wir durch dichten Wald abwärts bis an den oberen Lauf des Pëulla-Flusses, wo sich eine seinerzeit von den Gebrüdern Wiederhold aus Puerto Montt errichtete Herberge befindet, Casa Pangué genannt. Etwa zwei Stunden hat der Übergang von Laguna Fria bis hierher gedauert. Durch eine enge, wild zerrissene Schlucht fällt der Blick auf den mächtigen Tronador. Mit seinem Riesentrumpf, von dem die eisigen Gletscher herunterlecken, bis zum Pëulla-Fluß versperrt er drohend den Weg. Wildbäche und Lawinen haben das Tal mit wildem Geröll ausgefüllt, und tief herab fallen in mächtigen blauen Brüchen die Eismassen, aus denen ein breiter Bach sein Leben schöpft.

Gleich an der Schneegrenze beginnt der Araucarienwald, schwer und düster, einen mächtigen Kontrast mit den hellen Eis- und Schneemassen bildend.

Hier wächst der Manihue (*Saxogothia conspicua*), dessen Holz vorzügliches Brettermaterial liefert. Viele Ulmos, Muermos genannt (*Eucryphia cordifolia*), mit hochragenden Stämmen und weißen Blüten, treten auf und erhöhen die Farbenpracht der Umgebung

ungemein. Wenn der Muermo im Februar seine prächtigen, den Apfelblüten so ähnlichen Blumen entfaltet, bedeckt sich rings um Puerto Montt, rings um den Lanquihüe-See und weit über diese Gegenden hinaus der ganze Wald wie mit großen, weißen Schneeflocken. Dann tragen die Bienen den meisten Honig ein, und da dieses Erzeugnis nächst dem Holze einen Hauptausfuhrartikel bildet, hängt ein guter Teil des Wohls und Wehs des Landes von dem Muermo-baume ab.

Während wir diese Naturwunder anstaunen, grollt und rollt es dumpf im Innern des Tronadors, des Donnerers. Die Sonne hat an die Eisberge gerührt, so daß sie sich stöhnend, ächzend regen. Im Indianervolk aber geht die Sage, daß dort, tief im Innern des gewaltigen Riesen, böse Berggeister gefangen sitzen, die durch die blauschimmernden Eisfenster die Sonne sehen und nun mit Gewalt, tobend und brüllend, die Freiheit gewinnen wollen.

Zu Pferde ging es dann in ungefähr zwei Stunden an die Ufer des Lago Todos los Santos oder des Esmeraldasees, etwas südlich von dem Einfluß des Rio Pëulla. Hier befindet sich ein kleines Wirtshaus, in dem wir übernachteten.

Früh am nächsten Morgen brachte mich ein kleiner Dampfer über den See nach seinem westlichen Ufer, dort, wo der Rio Petróhuë ausströmt und sich später in die Bai von Meloncavi ergießt. Ursprünglich hat der Fluß wohl die Verbindung mit dem großen, weiter

westlich gelegenen Lago Blanquihüë hergestellt. Gewaltige Ausbrüche des Osorno-Vulkans und des Calbuco indessen haben diese verbindende Wasserstraße zerstört.

Der Esmeralda- oder Allerheiligen-See (Todos los Santos) liegt nur noch 177 Meter über dem Meeresspiegel, mit einer herrlichen, reizvollen Umgebung, die ihn zu einem Wunder der Schöpfung macht. Die Gestade sind breiter geworden, an einigen wenigen Stellen ist der Wald gerodet, und kleine, saubere Wohnstätten blicken freundlich aus dem Dickicht hervor. Hinter den dunklen, farbenprächtigen Wäldern erhebt sich das mächtige Gebirge. Da sind die beiden Gletscher Tejado und Boneta. Noch einmal grüßt im Süden und Südosten der Tronador. Vor mir aber im Norden recken sich die Vulkane Puntigudo und südwestlich davon der Osorno, jener 2477, dieser 2652 Meter hoch, empor. Vielgezackt und wildzerrissen ist die Form des Puntigudo, während der Osorno einen erstaunlich regelmäßigen Kegel darstellt; von allen Seiten steigt er gleichmäßig auf; am Fuße schwarz von den Lavamassen, oben weiß von der Schneedecke.

Hinter dem schlanken Puntigudo erhebt sich die Kuppe des Esperanzaberges, wild, schroff und eis- und schneebedeckt. An beiden Seiten des smaragdgrünen, vom Sammetkleid dunkler Wälder umgebenen Sees ragen glatte, harte Felsmauern in die Höhe, oben zackig und scharf wie die Zähne einer Säge.

In der üppigen Vegetation zeigen sich Schling-

gewächse und Quila. Wilde Myrtensträucher und Maki, die Chaura mit ihren kurzgestielten, stacheligen Blättern, der akazienähnliche Tenio, auch Mata Sebo, hier Palo santo genannt, kommen in Mengen vor. Der Abellano (Guevina Avellano) wächst ebenfalls in dieser Gegend. Er trägt kleine Blätter und rote, kirschartige Früchte. Diese letzteren geben, getrocknet und geröstet, ein dem Kaffee ähnliches Getränk.

Von Petróhuë ging es nun im Sattel weiter zum Lago Blanquihuë nach Ensenada. Drei Stunden dauerte der Ritt, der mich über ungeheure Lavamassen führte, die einst vom Osorno herniedergelassen sind, braun und rötliches Geröll, graue und schwarze Schlacke, auf der jetzt eine grüne Moosbede wuchert. Regenströme und wilde Schneebäche haben hier tiefe Furchen gerissen, die, oft 10 bis 15 Meter breit, mit senkrechten Wänden wie ausgegrabene Straßen in dem schwärzlichen Gebiet sich hinziehen.

In Ensenada, das aus mehreren weit auseinander gelegenen Wohnungen besteht und idyllisch am Seeufer hinter grünem Gebüsch hervorlugt, befindet sich auch eine peinlich sauber gehaltene deutsche Wirtschaft, wie denn überhaupt die ganze Umgebung des Sees fast ausschließlich von deutschen Elementen bewohnt ist.

Südlich von dieser weit nach Osten vorgeschobenen Bucht des Lago Blanquihuë erhebt sich gegenüber dem Vulkan Osorno der alte, feuerspeiende Calbuco bis zu 2015 Metern empor.

Der Spiegel des Lago Manquihuë liegt etwa 50 Meter über dem Meere; der See ist tief, hat deutliche Flut- und Ebberscheinungen und ist seiner heftigen Stürme wegen berüchtigt.

Als ziemlich sicher kann wohl angenommen werden, daß dieser See einst durch Gletscher entstanden ist. An seinem Westende steigt nämlich das Gelände wie zu einem hohen Damme auf, der mit zahllosen erraticen Blöcken bedeckt ist. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß früher die Cordilleren bedeutend höher gewesen sind, und daß sich hier die Stoßseite der Gletscher befunden hat; dort haben sich die Eismassen gestaut, die Erdmoränen abgesetzt.

Um den See herum wohnen deutsche Ansiedler in netten, sauberen Wohnungen mit blühenden Gärten und Erdbeerfeldern, mit Obstbäumen und Weizenäckern. Dem dichten Urwald, meist aus Muermos und Alercen bestehend, haben diese fleißigen deutschen Bauern langsam durch hartnäckigen Fleiß ihre Felder und Viehweiden abgerungen.

Ursprünglich wurde den ersten Kolonisten eine Fläche Land von 100 Hektaren überwiesen, die später Ankommenden, etwa Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, erhielten nur noch 75 Hektar zur Urbarmachung. Die Leute beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau. Es wächst dort alles wie bei uns zu Hause: Weizen, Roggen, Gerste, Kartoffeln, Linsen, Erbsen, Bohnen usw. Namentlich gibt die Kartoffel reichliche Erträge,

ebenso die Zuckerrübe. Daneben wird viel Bienenzucht getrieben; die Butterfabrikation steht wegen des schwunghaften Exports in hoher Blüte. Früher, so erzählte mir ein alter Deutsch-Chilene, der seit 1852 im Lande ansässig ist, wurde nur Roggen angebaut, der ungeheure Erträge gab, sowohl im Korn als im Stroh. Heute ist man davon ganz abgekommen und zum Weizen übergegangen, der ja auch weißeres, nahrhafteres Mehl liefert.

Zwischen den deutschen Ansiedlern sitzen viele Chilenen und Chiloten, diese von der großen Insel Chiloe stammend, und als Arbeiter, Peone, Knechte, Kuderer u. s. w. ihren Verdienst suchend.

So ist es denn gekommen, daß um den Manquihüerum im Laufe der Zeit, also seit Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, hübsche stattliche Dörfer und Ortschaften entstanden sind, die durchweg den Stempel deutschen Charakters an sich tragen. Da ist z. B. im Osten des Sees das Dörfchen Chamisa, wohl der Ort, wo das Deutschtum sich am reinsten erhalten hat. Dort sitzen Hessen, die neben Viehzucht und Ackerbau meistens Milch- und Butterwirtschaft sowie Bienenzucht betreiben.

Im Norden liegt am Gestade des Sees auf einem malerischen Hügelkranz das Dorf Puerto Octai. Seine Bewohner sind hauptsächlich Westfalen, unter denen sich einige Schweizer und Österreicher befinden.

Im Westen erhebt sich das ganz deutsche Dorf Frutillar, d. h. die Erdbeerau, mit einer wohl-



Kordillerenlandschaft im nördlichen Chubut



Vulkan Calbuco

habenden, ja reichen Bewohnerschaft, und im Südwesten des Sees, genau nördlich von Puerto Montt, liegt Puerto Varas.

Es ist eine niedliche Ortschaft mit reinlichen, gefälligen Häusern und einer Bevölkerung von ca. 800 Seelen. Puerto Varas vermittelt den Handel zwischen den zahlreichen, ausschließlich deutschen Kolonien am Manquihue und der Hafenstadt Puerto Montt, ist also zu einer Art Stapelplatz geworden.

Seiner schönen Lage wegen am herrlichen See und inmitten einer reizvollen Umgebung wird es von den Nordchilenen im Sommer als Erholungsort benutzt.

Leider zerfällt dieser nette Ort in zwei völlig getrennte Parteien. Man hadert und streitet um Dinge, die in weiter Ferne liegen, anstatt mit vereinten Kräften die nahe Wirklichkeit auszunützen. Ein erbitterter Glaubensstreit hat die Bevölkerung in zwei feindliche Lager gespalten, ein evangelisches und ein katholisches. Die Jesuiten spielen hierbei eine große Rolle und haben es fertiggebracht, daß nicht nur hier in Puerto Varas, sondern auch in Puerto Montt, ja in ganz Südchile eine solche Spaltung unter den Kindern der Mutter Germania eingetreten ist.

Südwärts führt von hier ein Weg nach Puerto Montt, an der herrlichen Bai von Reloncavi gelegen.

Ein prächtiges Bild ringsumher: Hügel und Wälder, schmucke Bauernhöfe und hinter grünem Gebüsch nette Wohnungen, in den Talmulden auf saftigem Wiesengrunde weidende Viehherden. Dann kommt

streckenweise Sumpfland und nun wieder ein frischer Blument Teppich, dichtes Gebüsch, in dem die wilde Fuchsia mit ihren roten Blüten zahllos wuchert, die bescheidene Myrte still träumend dem Reiter entgegenlächelt. Der Brombeerstrauch ist in Masse vertreten, so daß er bereits als lästiges Unkraut betrachtet wird. Hier und da sieht man die Stümpfe mächtiger Merceebäume aus dem Gras und Buschwerk hervorragen. Nach den kläglichen Resten, die geblieben sind, müssen das tatsächlich Urwaldriesen gewesen sein; ich habe Baumstümpfe gesehen, die mehr als 2 und 3 Meter im Durchmesser hatten. Heute ist der herrliche Merceewald niedergebrannt, abgestorben, aller Nachwuchs gründlich ausgerottet. Kein lebender Baum ist zwischen den alten Wurzeln sichtbar. Diese sind alle vom Feuer geschwärzt, und mit dem Feuer haben die albernen Holzhauer sich für immer ihren einträglichen Erwerbszweig vernichtet und auf der Grabstätte eines großartigen, überaus wertvollen Urwaldes eine elende Krüppelvegetation von kleinen Canelos, Tepus, Coihues, Fuchsien, Berberizen, Brombeeren usw. aufwachsen lassen, die so gut wie keinen Nutzen spendet.

Noch einmal kommen wir aus dem Waldesshatten auf eine offene Strecke; grüner Rasen, Obstbäume, in weiter Ferne einige Gehöfte, Weizenfelder und wohlgenährte Kinderherden; dann biegen wir plötzlich nach rechts, und der wunderschöne Anblick der großen, weiten, glänzenden Bucht nimmt das Auge gefangen. Bewaldete Ufer ziehen sich in steilen Höhenzügen nach

Süden und Westen hin und verlieren sich am fernen Horizont in dustig-blauen Streifen, die wie zarte Nebelschleier im Äther zerflattern. Tief unten aber schimmern die Häuser der Hafenstadt Puerto Montt.

Auf sehr gewundenem Pfade senken wir uns hinab und erreichen nach etwa zwei und einhalbstündigem Ritt den Ort.

Puerto Montt, früher „El Astillerio de Meli pulli“ genannt, d. h. „der Holzschlag der vier Hügel“, erstreckt sich auf einem schmalen Küstenstreifen an der großen Bucht von Reloncavi, hinter dem das bergige Gelände direkt aufsteigt. Sauber und reinlich: das ist der erste Eindruck, den der Fremde von diesem reizenden Städtchen empfängt. Die Straßen sind alle breit und mit Bürgersteigen angelegt. Ahorn- und Eschenalleen sorgen für Frische und Staubfreiheit. Die Wasserhältnisse sind recht gut; Brennholz ist in der Umgebung in großen Mengen vorhanden. Die Bauart der durchweg aus Holz errichteten, meistens einstöckigen Häuser trägt einen freundlichen, idyllischen Zug in das Städtebild hinein, das mit seinen Schindeldächern und Giebeln sehr an Dörfer des Schwarzwaldes erinnert.

Puerto Montt zählt 4200 Einwohner. Meistens sind es alte Kolonisten, Nachkommen von Deutschen, insbesondere Kurhessen und Württemberger. Später kamen Westfalen und Böhmen hinzu; auch Schotten haben sich dort niedergelassen und sich den Deutschen angeschlossen. Im allgemeinen betrachtet, trägt die Stadt ein durchaus deutsches Gepräge.

Deutsche sind es, die in Puerto Montt den Handel, den Verkehr, die Geschäfte in Händen haben; Deutsche sind es, die in gesellschaftlicher und kultureller Hinsicht durch ihr Schul- und Vereinswesen an der Spitze der Bevölkerung stehen und eine maßgebende Rolle spielen; sicherlich wäre auch hier vieles noch besser, wenn nicht der Geist der Zwietracht und Kleinigkeitskrämerei jene Zersplitterung unter den Deutschen herbeigeführt hätte, die von jeher die unglücklichen Kinder Germanias an der Durchführung großer Aufgaben im eigenen nationalen Interesse gehindert hat zu Nutz und Frommen unserer Neider und Feinde.

Immerhin ist der deutsche Einfluß nicht nur hier, sondern in ganz Chile, das unter seiner Bevölkerung etwa 25 000 Deutsche und Deutschsprechende zählt*), nicht zu verkennen; das zeigt sich am Übergewicht des deutschen Handels. Das gleiche gilt auf industriellem Gebiet, in gewerblicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Vor allem aber trifft dies zu für den Süden des Landes, für die Provinzen Valdivia und Lanquihué.

*) Vgl. Dr. W. Ballentin. Das Deutschtum in Südamerika. Hermann Paetels Bucherei, Band 1.





XI.

Am Rio Senguérr. Indianer.
Der Puma (Silberlöwe). Guanacos.
Im Tal des Schweigens. Am Rio Mayo.

Und wieder befand ich mich auf der Ostseite der wundervollen, schönen Cordilleren und zog vom Lago Nahuel-Huápi südwärts durch die Territorien Rio Negro und Chubut*), um dann noch einmal nach Westen vorzudringen, wo die ewige Schönheit des Urgebirges dem Wanderer entgegenleuchtet und ihn lockt und betört wie mit unerklärlichem Zauber.

Ein kalter Wind pfiff durch das breite Tal und jagte oben am Himmelzelt trübe Wolkenmassen hinter den Felsbergen hervor, wo die Halme des langen Grases sich beugten und das niedrige Dornesträuch ängstlich am Boden zusammenkauerte. Drohend, fast gespensterhaft ragt ein einziger mächtiger Felsenfloh mitten aus der grünen Fläche zu den Wolken auf; fast senkrecht, ohne jeden Übergang steigt sein dunkles Gestein aus dem

*) Sprich: Tschubút.

Erdboden in die Höhe wie der abgebrochene Stumpf einer Riesensäule, die finster an ein grauenhaftes Verbrechen gemahnt.

Der Sohn eines mächtigen Indianerhäuptlings soll an dieser Stelle einst seinen eigenen Bruder in dunkler Nacht überfallen und nach verzweifelttem Kampfe erschlagen haben.

Wir kamen zu einer niedrigen, zerfallenen Hütte. Drei braune Indianerkinder standen davor, halbnackt, mit verwirrtem, schwarzem Haar. Angstliche Blicke warfen sie zu uns herüber und fingen plötzlich an laut zu schreien, indem sie sich eilends in das Innere der Behausung flüchteten. Und dann trat ein altes Weib heraus; wie Pergament erschien ihr runzliges Antlitz, und der Wind zauste in dem langen, verwilderten Haupthaar und zerrte an dem weiten, zerlumpten Gewand. Die Augen der Greisin waren wie verschleiert. Sie hob die Arme hoch und machte Zeichen in der Luft und sprach beständig vor sich hin. Darauf wandte sie sich nach den vier Himmelsrichtungen und rief laut einige unverständliche Worte. Sie sah unheimlich aus, diese Alte mit dem starren, scheinbar leblosen Mumien- gesicht und den mechanischen Bewegungen; dazu brauste der Wind aus den Schluchten und von oben herab über die Bergkuppen. Und plötzlich drehte sich das Weib zu mir um, heftete einen großen Blick aus ihren dunklen, jetzt geisterhaft geöffneten Augen auf mich und brach, beide Arme hoch wie zu einer Beschwörung emporhaltend, in ein schauerliches Geheul aus.

Mir grüselte; ich gab meinem Pferde die Sporen, um aus dem Bereich dieser Herrenmacht zu kommen; mein Führer indessen blickte stumm und gleichmütig vor sich hin. Auch nachher, als ich mit ihm über das soeben Geschehene sprach, blieb er wortkarg nach Art seines Stammes. —

Wir waren ins Talgebiet des Rio Senguérr gelangt, der sich in tausendfachen Krümmungen dahinschlängelt, hier verschiedene Arme bildend, dort gewaltige Schneckenwindungen machend, so daß es oft aussieht, als wolle er in seinen eigenen Lauf umkehren. Tehuelchen-Indianer haben sich in dieser Gegend niedergelassen, wohnen teils in Zelten, teils in festen Hütten aus Adobe*) und treiben ausschließlich Viehzucht.

Ich traf diese Eingeborenen gerade beim Einfangen der jungen Kinder zum „Markieren“. Das war ein interessantes Schauspiel, dieses wilde Jagen hinter einem Bullen und das Lassieren. Schnaubend und fauchend, mit blutunterlaufenen Augen und hochgehobenem Schwanz stürmte das gehezte Tier auf der weiten Fläche vorwärts; hinter ihm in gestrecktem Galopp drei braunhäutige Burschen, den Lasso hoch in der Luft schwingend. Der Bulle hatte seinen Weg zu mir und meiner Tropilla genommen. Immer näher kam er; schon hörte ich das Keuchen und dumpfe Brummen; mein Pferd wurde unruhig. Da sauste es durch

*) Adobe = an der Luft getrocknete Erdziegel.

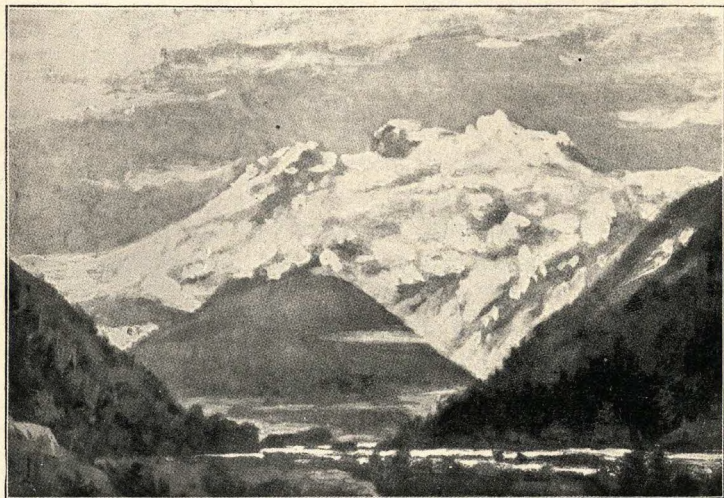
die Luft; ein Lasso senkte sich hernieder und legte sich um den Hals des Kindes, das nun verzweifelt zerrte und schüttelte und zog, brüllend in ohnmächtiger Wut den Boden zerstampfte und dann ein stöhnendes Geheul ausstieß. Wie aus Erz gegossen saß der Reiter; sein Pferd, an dessen Sattelring der Lasso befestigt ist, parierte durch Vorwärts- und Seitwärtsstemmen den Ruck und brachte so das Tier zum Stehen. Mit Hilfe der beiden anderen Indianer wurde der eingefangene Bulle zum Feuerplatz getrieben. Wie rasend gebärdete sich das Tier und versuchte wiederholt, sich auf einen der Reiter zu stürzen, die mit geschickten Sprüngen auswichen. In der Nähe des Feuers, wo die Eisen mit der Marke des Eigentümers glühend bereit waren, wurde er dann mit Hilfe von Lassos zu Boden geworfen und nun jene Prodezur des „Stempelns“ vorgenommen, der sich die gefangenen Engländer im Transvaalkriege einstmals ganz gegen ihren Willen zur Verschönerung eines Körperteiles unterzogen haben sollen.

Da zu einem solchen „Familienfeste“ die nächsten Nachbarn und Freunde erscheinen, um hilfreiche Hand zu leisten, brodelte am Feuer ein großer Wasserkessel für das Nationalgetränk, den herben Paraguahtee, und der Mate machte unzähligemal die Runde.

Wiederholt habe ich Gelegenheit gehabt, Indianer reiten zu sehen, nicht nur beim Einfangen und Lassieren von Vieh, sondern auch beim Bändigen der Pferde, und stets mußte ich ihnen Bewunderung zollen ob ihrer



Der Lago Todos los Santos (Esmeralda-See)



Der Tronadór

großen Geschicklichkeit und Kraftentfaltung bei Ausübung dieser Kunst. Es ist staunenswert, wie ein Volk, dem früher das Pferd ein unbekanntes Tier gewesen ist, sich im Laufe der Zeit zu einem vorzüglichen Reiter=volk ausgebildet hat. —

Die ganze Landschaft macht einen ernstern Eindruck; etwas Wildes und Grausiges lastet auf ihr. Täuschend hat die urgewaltige Natur ungeheure Ruinen, Thürme, Mauern mit Schießscharten und Zinnen, steil emporragende Wände mit Zacken und Pfeilern nachgeahmt. Wie spitze Nadeln dort, wie breite Schwerter hier, dann wieder wie eine geborstene Säule — so heben sich diese dunklen, phantastischen Gebilde vom leuchtenden Firmament ab.

Bei einer Biegung des schmalen Pfades, der sich hinab in ein Tal senkt, springt plötzlich ein Puma, ein Silberlöwe, auf und verschwindet hinter Felsen und Gestrüpp. Wie wir sogleich sahen, hatten wir ihn in seiner Mahlzeit gestört; ein zerrissenes Guanaco lag abseits vom Wege.

Der Puma oder Silberlöwe (*Felis concolor*) wird hier in drei bekannten Spielarten angetroffen; die eine mit gelbem Fell, die zweite von silbergrauer Färbung und die dritte mit bräunlichem Rücken und weißlich=gelbem Bauch. Alle drei Arten sind mähnenlos und kleiner als der afrikanische Wüstenkönig. Dem Menschen gefährlich ist dieses Raubtier nun gerade nicht, wohl aber den Haustieren, den Schaf= und Rinderherden, unter denen es zeitweilig große Ver=

heerungen anrichten kann. Aus diesem Grunde wird ihm eifrig nachgestellt. Mehr und mehr hat sich der Puma in einsam öde Gegenden zurückgezogen. Aus dem ungeheuren Pampagebiet ist er fast gänzlich verschwunden und kommt heute nur noch in den unzugänglichen Cordilleren und in Patagonien, südlich vom Rio Negro, vor, namentlich dort, wo es noch zahlreiche Guanacos und Strauße gibt.

Er ist äußerst scheu; vor einem Manne zu Pferde ergreift er regelmäßig die Flucht. Dagegen ist es vorgekommen, daß ein einzelner Mensch, der zu Fuß war, von ihm angefallen wurde. Indessen gehört auch dies zu den Seltenheiten. In der Dunkelheit oder während der Nacht ist ein brennendes Feuer, dem der Puma niemals nahekommt, das beste Schutzmittel. Die Indianer jagen das Tier mit Lasso und Bola und töten es mit einem Schlag auf den Kopf. Man erzählt, daß der tödlich verwundete Puma vor seinem Tode mit einem unendlich traurigen Blick aus seinen großen braunen Augen den Jäger, seinen Feind, anschauete und dabei Tränen vergieße. — —

Wir reiten einen steilen Hang hinauf, auf dem Steintrümmer und Felsblöcke ein wüstes Chaos bilden. Weit vor uns endet die steile Wand in einen schmalen Grat; wie eine unregelmäßige, aber schlanke Säule ragt sie in die Luft hinein. Vor uns, weit im Westen und Nordwesten, steigt am zarten Horizont das Gewirr der Cordilleren auf. Wie ein strahlenwerfender Riesenschwall erhebt sich das Gebirge mit seinen glänzenden

Gipfeln und Kuppen und Zacken, und am klaren, blauen Himmelszelt ziehen weiße Wolkenmassen langsam darüber hin, stolz herunterblickend aus ihrer ewigen Höhe.

Da dreht sich mein Indianer zu mir um und deutet stumm mit dem Arm nach jener Richtung.

„Ein Guanaco, Señor“, flüstert er kaum hörbar.

Hoch oben auf der Fels Spitze steht mit hochgerecktem Halse ein Guanaco; wie aus Stein gemeißelt, in scharfen Konturen, silhouettenartig hebt sich dies prächtige Bild vom lichten Äther ab. Wir eilen, eine kleine Schlucht seitwärts benutzend, den Abhang in die Höhe. Vor uns dehnt sich ein Plateau. Leichtes Getrappel dringt an mein Ohr; und da saust auch schon am jenseitigen Rande entlang eine Herde Guanacos dahin. Ein helles Gewieher, einem schrillen Pfeifenton ähnlich, tönt herüber. Ein einzelnes Tier, vermutlich ein Männchen, bleibt stehen; dann nochmals das wiehernde Warnungssignal, und die ganze Herde setzt mit vorgestreckten langen Hälsen, im eigentümlich wiegenden Galopp nach rechts abbiegend, über die Fläche. Wie kleine rote Punkte erscheinen die Leiber der Tiere, bis sie in der Ferne in Staub und Dunst verschwinden.

In Patagonien kommt das *Guanaco* (*Auchenia huanaco* H. Sm.) zahlreich vor. Eigentlich nur im Hochgebirge herdentweise, selten einzeln lebend, und zwar von Peru bis hinunter zur Magelhaensstraße, hat es sich in den südlichen Gebieten auch allmählich über die Täler und Ebenen verbreitet. Indessen sind die Zeiten,

in denen es in großen Mengen, oft zu mehreren Hunderten und Tausenden auftrat, längst vorbei; die modernen Feuerwaffen haben da bedenklich ausgeräumt, ja, in den mehr nördlich gelegenen Gegenden der Vordilleren ist es bereits gänzlich ausgerottet.

Die Schulterhöhe des Tieres beträgt 1 bis 1,5 Meter; die Länge, von der Schnauze bis zur Schwanzspitze gemessen, ca. 1,5 bis 2 Meter. Der Körper ist mit wolligen, äußerst weichen Haaren bedeckt, die im allgemeinen eine gelblichrote Farbe aufweisen, am Hals und am Bauch aber ins Weißliche übergehen. In seinem Aussehen ist das Guanaco halb Schaf, halb Kamel, ist scheu und flink wie ein Reh und wiehert wie ein Pferd.

Das Fleisch des Tieres ist zart und recht schmackhaft, ähnlich dem Hammelfleisch. Es lieferte einst den Indianern den wichtigsten Bestandteil ihrer Nahrung, wie denn überhaupt das Guanaco für die Eingeborenen in jeder Hinsicht ein nützlich, ja fast unentbehrliches Jagdtier gewesen ist. Aus dem weichen Fell fertigen sie Kleidungsstücke, Mäntel, Satteldecken usw. Zusammengenähte Felle der erwachsenen Tiere dienen zur Eindeckung der geräumigen Zelte, der Toldos. Aus den Sehnen des Rückens wird ein dauerhafter Zwirn hergestellt zum Zusammennähen von Lederzeug, während aus der zähen Haut des Halses Bolaschnüre, Zügel, Lasso's und dergleichen mehr gearbeitet werden. Die Wolle benutzen die Weiber zum Weben von Ponchos und Decken.

Gewöhnlich hat jede Herde nur ein Männchen. Es wittert die Gefahr und warnt durch sein lautes, pfeifendes Wiehern. Die Guanacos sind außerordentlich schnell im Laufen, so daß es schwer ist, sie mit Pferden oder Hunden einzufangen. Die Indianer schlossen daher auf ihren Jagden, die keineswegs ein Vergnügen, sondern eine Arbeit waren, um die notwendigen Lebensmittel für die Stammesangehörigen zu beschaffen, die Tiere im weiten Umkreis ein. Hierbei wurden ringsumher Feuer angezündet, die dann leider oftmals auch eine ganz andre Wirkung hatten; sie verursachten nur zu häufig die großen Waldbrände und schufen auf diese Weise gewaltige Strecken baumlosen Landes. War der Jagdkreis eng genug gezogen und befanden sich genügend Tiere darin, so erlegte man sie mit der Bola. Die Jäger galoppierten dicht heran und töteten die Tiere gewöhnlich durch einen Schlag mit der schweren Wurfsugel auf den Kopf.

Wie das Kamel, so soll auch das Guanaco lange Zeit aushalten können, ohne Wasser zu sich zu nehmen, ja, es soll sich sogar an das salpeterhaltige und salzige Wasser gewöhnen.

* * *

Je weiter wir nach Süden ritten, desto mehr traten an den Abhängen der Flußufer sandige Flächen hervor. Das linke Ufer erscheint beinahe wie ein Riesenbau von Schanzen und Bastionen; so türmen sich dort Sand- und Lehmwände aufeinander. Hinauf und

hinunter windet sich der schmale Pfad. Häufig hört er ganz auf, und oftmals stand ich entweder eingeeengt zwischen Wasser und steilragender Uferwand oder inmitten einer schauerlichen Schlucht, in der es aussah, als ob dämonische Gewalten in wütendem Kampfe gegeneinander getobt hätten. Jetzt rücken die Ufer des Senguérr nahe zusammen und bilden eine Verengung mit senkrechten Felswänden, die zumeist aus völlig verwitterten, vulkanischen Gesteinsmassen bestehen.

Die äußere Formation zeigt ausgesprochene Kranz- bildung auf beiden Seiten des Stromes. Drohend, wie halbverfallene Türme einer Ruine oder wie zer- schossenes Schanzenmauerwerk, so ragt aus den Schutt- und Trümmermassen das Felsgestein hervor, zerrissen, zerfetzt, hier wie auseinandergeschleudert von zorniger Hand, dort aufeinandergetürmt oder zusammengeworfen zu regellosen Haufen. Fast unheimlich tönt der Huf- schlag unserer Reittiere in der menschenverlassenen Einsamkeit.

„Da ist Rauch,“ bemerkte mein Begleiter.

„Gut, also vorwärts!“

In 15 Minuten etwa halten wir vor zwei In- dianerzelten; es sind Tehuelchen, die sich in dieser gottverlassenen Wüstenei niedergelassen haben. Neu- gierig laufen die Insassen zusammen, Männer, Weiber, Kinder, und mit erstaunten Gesichtern betrachten sie mich.

„Wo geht hier der Weg zum Rio Mayo?“ fragte

ich einen kräftigen, hünenhaft gebauten jungen Mann, der mir am nächsten steht.

Er zuckt die Achseln und schüttelt mit dem Kopf. Mein Begleiter wiederholt die Frage und spricht mit dem Indianer in der Eingeborenen-sprache. Nach langem Hin und Her erfahre ich das Resultat: Hier gibt es keinen Weg mehr; unten ist unpassierbares Sumpfland und der Fluß, und ringsumher eine tief eingeschnittene Schlucht mit steil aufstrebenden Hängen. Wenn wir nicht vorziehen, umzukehren, müssen wir dort hinauf. Der Indianer zeigt nach der betreffenden Höhe.

Heiliger Himmel, also dort hinauf? Ich betrachte mir die Sache da vor uns etwas und überlege. Jedenfalls ist das schwierige Vorwärts besser als das bequemere Zurück.

„Also einen Pfad gibt es nicht?“ vergewissere ich mich.

„Nein, Herr!“

„Nun, dann das Maultier nach vorn; es findet stets den besten Weg; darauf vorsichtig die Pferde hintereinander. *Vámos!*“

Mein Führer trieb an und ich folgte. Donner, das war eine Kletterei. Noch heute überläuft mich ein leichter Rieselschauer, wenn ich daran zurückdenke. Und dazu diese Einöde in ihrer elenden Nacktheit, mit ihren gigantischen Lehmmauern und kalkigen Tonwänden, die von Höllengeistern zu Riesenschanzen aufgetürmt und dann ins Frazenhafte verzerrt zu sein schienen. Alles ist hier Sediment, vom Flußufer bis hinauf zum

letzten Rande, und die ganze Masse ist durchzogen von horizontalen Ablagerungen aus festerem Material, so daß diese Naturmauern das Aussehen haben, als ob sie bei ihrem langsamen Aufbau gewaltsame Unterbrechung oder überhastete Änderungen erduldet hätten, von denen mehrere Abfälle zeugten. Oftmals sind acht solcher Abfälle aufeinandergeschichtet. Die sanft geneigte Ebene bis zum Flußufer hin besteht aus lehmigem Kalk und Ton, ist an der Oberfläche trocken und hart, darunter aber naß und moderig. Nur Dornestrüpp, Calafate und Chapel fristen hier in greller Sonne ihr Dasein, die den Boden mit ihren Strahlen ausgedörret hat, daß er geborsten und zerrissen ist. Lange Spalten ziehen sich von den Schluchten der Talwände hinab bis zum Flusse. Eine Menge von Lachen und Tümpeln, Ansammlungen von Regenwasser, deren Umgebung meistens einen dunklen Morast bildet, zwingen den Reiter zur Vorsicht. Behutsam schreitet das Roß auf dieser das Auge blendenden, hart und fest erscheinenden kahlen Fläche, die nur hin und wieder von dürftigem Gras und niedrigem Strauchwerk unterbrochen wird. Nahe am Flusse wächst hochhalmiges, grünes Schilf. Geröll und festes Gestein kommen hier wenig vor. Nirgends, so weit das Auge reicht, ein Lebewesen. Keine menschliche Behausung, keine Hütte, nichts; eine unheimliche Stille, in der jeder Laut verhallt wie in Todeschweigen. Und immer wilder wird die Umgebung, immer öder, leerer. Geisterhaft bleich stieren die weißlichen Sandmassen den einsamen Wan-

derer an; gespenstisch heben sich die zerwühlten Klumpen und Haufen vom stahlblauen Himmel ab. Allmählich geht die helle, weiße Farbe der Uferwände ins Gelbe über; mehr und mehr treten braune und rötliche Flecken auf, und plötzlich — es war 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags — erscheint das ganze linke Ufer feuerrot. Alles ist dort in Rot getaucht, übergossen wie mit Blut, durchglüht von Feuer, wie lodernde Flammen beim Weltenbrande; in den Wellen des Senguérr das gleiche Spiegelbild, glänzend, zitternd, wie eine riesenhafte Blutlache. Und hinter jenen in Feuersglut erstarrten Ruinen erheben sich farblos und blaß gleich weißen Leichenhügeln andere langgestreckte Berggrücken, flimmernd im Strahl der sinkenden Sonne.

Fast atemlos blickte ich in diese schaurige und gewaltige Landschaft hinein, die aus dem flammenden Höllengrund zu stammen schien und mir vorkam wie eine Welt dämonischer Willkür und finsternen Trozes, eine Welt des Aufruhrs wilder Elemente, denen erst ein allmächtiger Schöpfergedanke Ruhe gebot. Und Ruhe, ja, die Ruhe des Todes scheint seither in diesem großen Höllental zu herrschen, aus dem der Modergeruch einer längst verwesten Vergangenheit aufsteigt; alles Leben verschüttet, verschollen, wie wenn ein steinernes Entsetzen sich der Natur beim Anblick von etwas Schrecklichem bemächtigt hätte.

Weiter flußabwärts kommen diese roten Schichten auch auf dem rechten Ufer vor; sie fallen im allgemeinen nach Südwesten ein. Immer aber sind sie durchseht

von helleren, weißlichgrauen, oft ins Gelbliche spielenden Sedimenten, während sie ganz oben von einer dunkelbraunen Decke überlagert werden, die spärliches Büschelgras und Gestrüpp hervorsprießen läßt.

Schier endlos dehnte sich diese tote Gegend mit den baumlosen Wänden, endlos und gleichförmig und dabei ermüdend, abspannend, geradezu marternd, als wenn tausend unsichtbare Spukgestalten hier ihr Unwesen trieben. Phantastische Wolken zogen am Himmel vorüber. Ihre dunklen Schatten huschten über das Wasser, an den Hängen entlang, bis sie in die Schluchten hineinkrochen, um weiter oben nahe am Steilrand in fragenhaftem Teufelstanz vorbeizugleiten und dann zu verschwinden.

Und immer weiter ritten wir, still und stumm ob dem Geschauten; und immer noch wollten diese vegetationslosen Schanzen und Mauern kein Ende nehmen. Eine Biegung folgte der anderen. Das Tagesgestirn war bereits hinter den Höhen versunken. Da schien das Gelände mit einemmal im Süden von einem vorgeschobenen Bergzug wie von einem Querriegel verschlossen; gurgelnde Töne, vermischt mit einem gleichmäßigen Rauschen drangen von dort zu mir herüber. Nach kurzer Zeit stießen wir auf eine halbinselartige Anhäufung von Felsklözen und Steinklumpen. Es war die Stelle, wo der von Westen nach Osten fließende Rio Mayo in den Senguérr einmündet. Nun ging es das nördliche Ufer des Mayo aufwärts, soweit es noch möglich war. Mittlerweile war es dunkel ge-

worden. Tiefersank das Grau der Dämmerung, und von den finsternen Berghängen kamen die Schatten der Nacht und lagerten sich auf die einsame Niederung. Hier ruhten die schwarzen Bergmassen wie schlafende Ungeheuer mit ausgestreckten Leibern und gesenkten Köpfen. Geisterhaft, drohend reckten einige Büsche ihre verkrüppelten Zweige in den Nachthimmel hinein, dessen Horizont in gelber Glut zu leuchten schien. Dichte Finsternis brach herein und brütete über dem Tal. Weg und Steg waren nicht vorhanden. Wir mußten Halt machen und hier die Nacht verbringen.

Nabe dem Ufer des Rio Mayo, nur etwa 20 Meter von ihm entfernt, hatten wir das Lagerfeuer angezündet aus dürrem Wurzelwerk, Grassbüscheln und einigen trockenen Dornzweigen. Viel war ja nicht nötig, nur etwas, um heißes Wasser für den Mate bereiten zu können. Denn der leere Magen verlangte irgendeine Stärkung nach einem mühsamen Ritte wie dem heutigen. Mein Führer und ich schlürften den Paraguahtee, das einzige, was wir bei uns führten; abseits weideten die Tiere. In weiter Kunde herrschte eine schweigende, erschreckende Einsamkeit, die wie ein Abdruck auf der Natur lastete und erst das Unheimliche verlor, als am Firmament die blinkenden Sterne emporstiegen und das bleiche Licht der Mondichel auf den schwarzen Nachtfloß herniederfloß. Da zog es wie ein bläulicher Dämmererschein über die schlummernde Erde, über die blizenden Wellen des Flusses, über Gräser, über Sträucher und über die spukhaften Gestalten der

schlafenden Ungetüme an den Schluchten der Bergzüge.

Unser Feuer war erloschen; von den verglimmenden Aschenresten kräuselte langsam ein weißlicher Rauchstreifen nach oben. Ich hatte mich in meinen Poncho gewickelt und auf mein „Prachtbett“ neben einem Strauch, der mir gegen den kühlen Nachtwind Schutz geben sollte, ausgestreckt. Eine Decke hatte ich mir über den Kopf gezogen und war eingeschlafen. Noch hörte ich das leise Rauschen des Flusses; noch weilte ich in Gedanken bei unsern Pferden, die in der Niederung da unten grasten, und ich glaubte deutlich das taktmäßig knirschende Geräusch der kauenden Tiere zu vernehmen. Da hob plötzlich mein treuer Schede, den ich für gewöhnlich ritt, den Kopf und blähte seine rosa-weißen Nüstern, als lausche er auf irgend etwas Außerordentliches, und ein Getrappel von unruhigen Pferdehufen drang zu mir herüber.

Ich weiß nicht, schlief ich oder träumte ich im Halbschlaf. Mir war es mit einem Male, als ob mein Reitpferd an meinem Lager stände und mich beschnupperte und dann ganz sachte, vorsichtig tastend über mich hinwegschritt. Ich weiß nur noch, daß ich den rechten Arm schützend vor mein Gesicht legte und aufmerksam horchte. Und jetzt — ich war völlig erwacht — höre ich deutlich ein Geräusch in meiner Nähe, ein leises Brummen und Knurren. Mit einem Ruck schnelle ich empor, und mein Blick trifft auf ein Etwas, das mir vor Entsetzen das Blut in den Adern erstarren macht.

Zu meinen Füßen steht ein mächtiges, fäkenartiges Tier, das mich mit funkelnden Augen anstiert und seinen langen Schweif schlangenartig hin und her bewegt. Es ist ein Löwe, ein Puma. Was ich in diesem Augenblicke gedacht habe, ist mir nicht bewußt; nur erinnere ich mich, daß mich das Bewußtsein einer augenblicklichen Wehrlosigkeit überkam und daß der Gedanke an meinen Revolver, der ja neben meinem Sattel liegen mußte, mir wie ein Blitz durch das Gehirn zuckte. Ich konnte mich indessen nicht rühren. Wir schauten uns gegenseitig an, das Bieft und ich, der eine jedenfalls nicht minder erschrocken als der andere. Ob sich uns beiden auch die Haare vor Entsetzen gesträubt haben, vermag ich nicht anzugeben, vielleicht dem Puma mehr als mir; denn ich hörte nur ein dumpfes Knurren und Fauchen — und mit einem gewaltigen Sprunge setzte das Katzenvieh über das Gestrüpp und war im hohen Grase verschwunden. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Am nächsten Morgen zeigte mir mein Führer die Spuren, und wir fanden im Dornbusch, neben dem ich geschlafen hatte, einige hängengebliebene gelbbraune Haarflocken des Raubtieres. Unsere Pferde aber waren auseinandergeraten; es kostete viele Mühe, die geängstigten Tiere wieder zusammenzutreiben und wieder einzufangen.

An diesem Tage zogen wir auf dem rechten Ufer des Rio Mayo eine ziemliche Strecke hinauf, bis wir eine geeignete Furt fanden, wo wir den Übergang be-

verfstelligten. Die Szenerie ist hier etwa die gleiche wie am Senguérr: dieselben hochragenden Steilwände aus Sand- und Tonmassen und oben die weitgedehnte, tischförmige Pampa; dieselben tiefeingeschnittenen Schluchten, Cañadons genannt, die sich oft 15 Kilometer und weiter hineinziehen; dieselbe Vegetation in der Niederung, saftige Mallin- und Coiróngräser und Schilfsarten in der Nähe der Ufer, und oben zwischen Sand und Geröll spärlicher Graswuchs, der mit Unkraut vermischt ist.

Im allgemeinen ist die Gegend baumlos; der lehm- und tonhaltige Boden zeigt Salpeterausscheidungen, und Sumpfbildungen sind sehr häufig.

Noch manchen Tag und manche Nacht verbrachten wir in jener einsamen, unwirklichen Gegend. Auf schwierigen Pfaden kamen wir bis zur südlichsten Biegung des Rio Senguérr, nahe an der Grenze des Territoriums Santa Cruz, und wandten uns dann in nordöstlicher Richtung zur Kolonie Sarmiento und zum gewaltigen, sagenumwobenen See Colhuápi.

Und noch weitere vier Wochen — da brausten und rauschten mir die blauen Wogen des Atlantischen Ozeans entgegen und blinkten grüßend im Sonnenschein zu mir herüber.

Alle Entbehrungen, Gefahren und ausgestandenen Strapazen einer fast dreijährigen Forschungsreise sind vergessen; die Erinnerung aber an all das Herrliche,

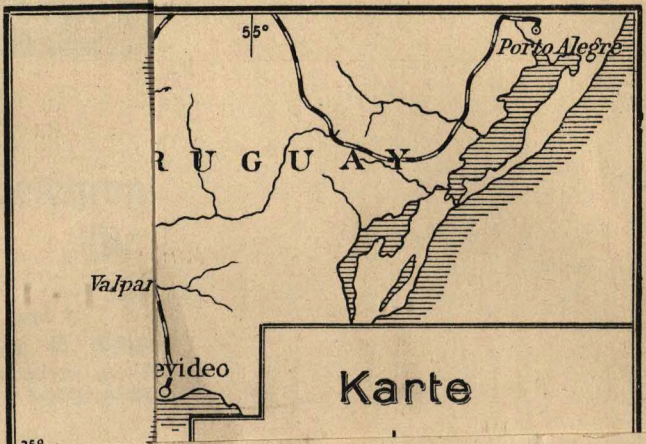
das ich geschaut, zieht wie eine leise, süße Melodie durch meine Seele und klingt in gedämpften Akkorden wie ein lockender Gruß aus dem Märchenland verflungener Träume herüber in die so anders gestaltete Wirklichkeit des modernen Lebens.



Das ist gewiss nicht nur eine kleine
auch meine Sache und liegt in
was ein lebendes Wesen aus dem
hundert Jahre alter in die so
Vorfahren des modernen Lebens



**Typographmaschinensatz und Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei,
G. m. b. H., Zossen-Berlin, SW. 11.**



Karte



In der
Sammlung
belehrender Unterhaltungsschriften
für die deutsche Jugend
sind erschienen:

Band 1.

Otto E. Ehlers, Samoa, die Perle der Südsee, mit fünf Bildern und einer Karte, fünfte Auflage mit einem Nachwort: Samoa unter deutscher Herrschaft. 89 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.—

Inhalt:

Australien. — Neuland und die Fahrt nach Samoa. — Apia und samoanisches Leben. — Ein Besuch bei der Plantagengesellschaft und bei den feindlichen Parteien. — Nachwort: Samoa unter deutscher Herrschaft.

Band 2.

Otto E. Ehlers, Im Osten Asiens, mit acht Bildern und zwei Karten, fünfte Auflage mit einem Nachwort: Das Kiautschou-Gebiet und die Chinawirren. 173 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Hongkong. — Canton und Macao. — Von Hongkong nach Schanghai, Tschifu und Tientsin. — Von Tientsin nach Peking. — Auf Maultiers Rücken in die Mongolei. — Peking, die Stadt der Städte, und das Königreich Korea. — Nachwort: Das Kiautschou-Gebiet und die Chinawirren.

Band 3.

Jhans Dollmer, Der deutsch=französische Krieg 1870/71. Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Erster Teil: Der Krieg mit dem Raifertum. Mit vier Karten. 183 Seiten. 3. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

1. Vorgeschichte. 2. Ereignisse bis zur Überschreitung der französischen Grenze. 3. Weißenburg, Wörth, Spichern und die Zustände in Paris. 4. Colombey, Bionville, Gravelotte und die Wirkung der deutschen Siege. 5. Beaumont, Roisville, Sedan und das Ende des französischen Raifertums.



Band 4.

Hans Dollmer, Der deutsch=französische Krieg 1870/71.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Zweiter Teil: Der Krieg mit der Republik. Mit Karten. 280 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 2.—.

Inhalt:

Die Umschließung von Paris. — Loul, Straßburg, Metz. — Der Krieg an der Loire. — Die Kämpfe im Norden. — Der östliche Kriegsschauplatz. — Paris und der Friede.

Band 5.

Wilhelm Capelle, Die Befreiungskriege 1813—1815.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Erster Teil: Bis zur Schlacht bei Wartenburg. Mit vier Karten. 188 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.75

Inhalt:

Preußens Erniedrigung. — Preußens Erhebung. — Der Frühjahrsfeldzug. — Waffenstillstand. — Wiedereröffnung des Feldzuges. — Die Hauptarmee. — Die Nordarmee. — Die Schlessische Armee.

Band 6.

Wilhelm Capelle, Die Befreiungskriege 1813—1815.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Zweiter Teil: Von Leipzig bis zum Pariser Frieden. Mit 6 Karten. 202 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.75

Inhalt:

Die Schlacht bei Leipzig. — Verfolgung der Franzosen. — Einmarsch in Frankreich. — Die Niederlage der Schlessischen Armee. — Vereinigung der Schlessischen und der Nordarmee. — Die Hauptarmee. — Vereinigung der Hauptarmee mit Blücher. — Der Wiener Kongreß. — Letzter Feldzug gegen Napoleon.

Band 7.

Otto E. Ehlers, Im Sattel durch Indo=China. Erster

Band, mit acht Bildern und einer Karte. 145 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Vorbereitungen zur Reise. — Aufbruch von Moulmein. — Zur siamesischen Grenze. — Von Naguin bis Mainlungyi. — Unter den Lawas und Laos. — Chiengmai. — Marsch nach Chieng Hai und Chieng Sen. — Überschreitung der Schan-Grenze.



Marſch nach Chieng Lung. — Von Chieng Lung nach Chieng Hung. — Ausbruch von Chieng Hung. — Zum dritten Male über den Mekong. — In Sipsong Pana. — Von Moug Do zur Grenze Tonkings.

Band 8.

Otto E. Ehlers, Im Sattel durch Indo=China. Zweiter

Band, mit 7 Bildern und einer Karte. 122 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Tonking. — Von Poofang zum Schwarzen Fluß. — Querdurch vom Schwarzen zum Roten Fluß. — Stromabwärts nach Hanoi. — Von Tonking nach Anam und Cochinchina. — Singapore. — Von Singapore nach Bangkok. — Bangkok. — Ausflug nach Ayuthia. — Die Wat Poh und das flammefüßige Theater. — Beim König auf Koffi-Chang.

Band 9.

W. Holzgraefe, Der Deutsche Ritterorden, mit einem Titel-

bild und einer Karte. 197 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Die Gründung des Ordens und die Anfänge seiner Entwicklung. — Die ersten Beziehungen zum Nordosten des Reiches. — Die Eroberung und Besiedelung des Preußenlandes. — Kämpfe mit Herzog Swantepolk von Pommern. — Die Rückeroberung der aufständischen Landschaften. — Abfall der östlichen Landschaften; erfolgreiche Bekämpfung derselben. — Kulturarbeit des Ordens bis zur Verlegung des Hochmeisterstuhles nach der Marienburg. — Die Ordensverfassung. — Feindseliges Verhältnis zu den verbündeten Mächten Polen und Litauen. — Blütezeit des Ordens unter Winrich v. Kniprode. — Das ränkevolle Verhalten des litauischen Großfürsten Jagai. — Die Regierungszeit des Hochmeisters Konrad v. Jungingen. — Wachsende Gefahr; Schlacht bei Tannenberg. — Der Orden in seinem Niedergang; Friede zu Thorn. — Äußere und innere Feinde des Ordens in ihrer zerstörenden Tätigkeit. — Übersiedelung des Hochmeisters nach Königsberg. — Das Ende des Ordensstaates. — Die Überreste des Ordens.

Band 10.

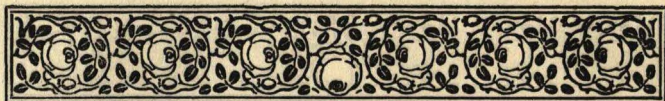
Karl Dove, Südwest=Afrika, mit acht Abbildungen und einer Karte.

176 Seiten. 3. Auflage.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Von Hamburg nach Walvischbaai. — Bis Otjimbingue. — Aufenthalt in Otjimbingue und Reise nach Windhoek. — Windhoek. — Reise nach Rehoboth. — Im Lande der Bastards. — Die Zeit bis zum Kriege. — Die erste Zeit des Krieges. — Die



Gottentotten werden aktiv. — Kriegspause. — Der Fortgang des Krieges und die Rückkehr bis Ostjmbingue. — Reise zur Küste. — Nachwort.

Band 11.

Georg Biedenkapp, Aus Deutschlands Urzeit. Nach Funden und Denkmälern mit vier Tafeln und einem Titelbilde. 161 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Vorwort. — Einleitung. — Die Pfahlbauten in der Stein- und Bronzezeit. — Die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michaelsberg bei Untergrombach. — Gräberfelder und Wohnplätze der Steinzeit bei Worms. — Das steinzeitliche Dorf Großgartach und Wohnanlagen der Bronze- und La Tène-Zeit. Die megalithischen Gräber (Totenhäuser aus erratischen Blöcken). — Die Erbauer der Riesenstuben. Nordische Seefahrer 3000 v. Chr. — Funde aus dem Stein-, Bronze- und Eisenalter im übrigen Deutschland. — Merkwürdige Einzelfunde. — Handels- und Verkehrsbeziehungen im Stein- und Bronzealter. — Deutschlands prähistorische Bewohner. (Die Heimat der Indogermanen.)

Band 12.

August Trinius, Streifzüge durchs Thüringer Land. Mit einem Titelbilde und einer Karte. 180 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

„An der Saale hellem Strande“. — Rudolstädter Tränken. — Die Herstellung des Christbaumschmuckes. — Herbstidyll im Schwarzatal. — Auf dem Kreuzschnäbelhandel. — Im Berggebiet der Ohra. — Im Reinhardtsbrunner Tal. — Am Grenzrain. — Eine Winterstrecke zum Rennstieg. — Herbstwehen. — Der „Sommergewinn in Eisenach“. — Die Wartburg. (Ein Palladium Thüringens.)

Band 13.

Wolfgang Meyer, Friedrich Ludwig Jahn. Mit einem Titelbilde. 173 Seiten. Preis elegant geb. Mk. 1.50.

Inhalt:

Einleitung. — Jugendzeit. — Lehr- und Wanderjahre. — Die Jahre der Sammlung. — Die Schlacht bei Jena. — Die Erniedrigung und innere Erstarkung Preußens. — Das Deutschtum. — Die Begründung des Turnens. Der Freiheit Morgenrot. — Das Lüghowsche Freikorps. — Jahns Tätigkeit bis zum II. Pariser Frieden. — Die weitere Entwicklung des Turnens und die Gründung der Burschenschaft. — Gefangenschaft und Prozeß. — Letzte Schicksale.

Band 14.

Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen.

1. Teil. Mit 3 Karten. 200 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.



Inhalt:

Deutschlands Verfall, Preußens Emporkommen. 1648—1740. — Vorbereitung und Beginn der Unternehmung auf Schlessien. — Besetzung Schlessiens und Verlauf des ersten Krieges bis zur Einnahme Glogaus. 16. Dezember 1740 bis 9. März 1741. — Mollwitz und seine militärischen und politischen Folgen. — April bis August 1741. — Der Feldzug der Verbündeten bis zum Falle von Prag. August bis Dezember 1741. — Feldzug und Friede von 1742. — Ursprung des zweiten Schlessischen Krieges. — Feldzug in Böhmen 1744. — Hohenfriedberg und Soor. — Winterfeldzug und Friede November und Dezember 1745.

Band 15.

Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen.

2. Teil. Mit 2 Karten. 264 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 2.—.

Inhalt:

Ursprung des Siebenjährigen Krieges. — Einmarsch in Sachsen. Lobositz und Pirna. 1756. — Einmarsch in Böhmen. Prag und Kolin. 1757; erste Hälfte. — Hastenbeck, Roßbach und Leuthen. 1757; zweite Hälfte. — Krefeld, Zorndorf und Hochkirch. 1758. — Kunersdorf. — 1759. — Elegnitz und Torgau. — 1760. — Bunzelwitz. — 1761. — Das letzte Kriegsjahr und die Friedensschlüsse. — 1762—1763.

Band 16.

Hans von Koenigsmarck, Japan und die Japaner. Mit

8 Abbildungen und 1 Karte. 166 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort des Herausgebers. — Yokohama und der Datbutsu von Kamakura. — Nikko und Umgegend. — Yesso. — Fahrt durch die Inland-See und japanische Manöver. — Tokio und das Neujahrsfest. — Das ritterliche Japan. — Kirschendöl und Chrysanthemum. — Handel und Industrie. — Japan in Korea. — Kioto und der Mikadorittanz. — Der Biwasee. — Um den Fuffjama. — Mikados Geburtstag, Kaisermanöver und Besuch in Nara. — Anhang vom Herausgeber: Der russisch-japanische Krieg.

Band 17.

Reinhold von Werner, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. 182 Seiten. 2. Auflage.

Mit einem Titelbilde.

Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Eine erste Seereise. — Hilfe von oben. — Eine schlimme Nacht.

Band 18.

Georg Wegener, Nach Martinique. Mit 8 Abbildungen und

2 Karten. 96 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.



Inhalt:

Zum Eingang. — Von Hamburg nach St. Thomas. — Auf der Schwelle Westindiens. — Nach Martinique. — Am Krater des Mont Pelé. — Morne Rouge und St. Pierre. — Der Ausbruch vom 26. März 1903.

Band 19.

Siegfried Genthe, Marokko. Reiseschilderungen. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. 198 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort. — Erste Eindrücke von Marokko. — Ausbruch ins Innere. — Malfa. — El Kraïsch. — El Kfar. — Bei den Bergberbern der Maïnuda. — In der heiligen Stadt Wasan. — Auf der Karawanenstraße. — Begegnung mit dem Großscherif. — Am Hofe des Sultans. — Eine Unterredung mit Mulai Abd ul Wîs. — Nachwort.

Band 20.

Lutz Korodi, Siebenbürgen. Land und Leute. Mit 14 Abbildungen und 1 Karte. 189 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort. — Die alte Heimat. — Transsilvania. — Siebenbürgen. — Die deutschen Ritter im Burzenland. — Mongolensturm. — Türkennot und innere Wirrnis. — Die Reformation im Sachsenlande. — Die Fürstzeit. — Unter den Habsburgern. — Im Bärenland. — Sächssische Selbsthilfe. — Aus dem Reiche der Volkskunde. — Siebenbürgisch-sächssische Dichtung. — Der Kampf der Gegenwart.

Band 21.

M. Wilhelm Meyer, Die Entstehung der Erde. Mit 2 Abbildungen. 159 Seiten. Preis elegant geb. Mk. 1.50.

Inhalt:

Vorwort. — I. Die Entstehung der Erde und ihrer festen Hülle. — Der ewige Kreislauf des Werdens. — Die Entstehung der Erde als Himmelskörper. — Vom glühenden Herzen der Erde. — Die Entstehung unserer Gebirge. — Die Ursachen der Erdbeben. — II. Die urzeitlichen Temperaturverhältnisse. — Die Temperaturen geologischer Zeitalter. — Die möglichen Ursachen der Temperaturschwankungen. — Prüfung der Ursachen der urzeitlichen Temperaturschwankungen. — III. Die Entstehung des Lebens und seine Beziehungen zur toten Materie. — Der Entwicklungsgang des Lebendigen. — Die Grenzen der Empfindung. — Das erste Element des Lebens. — Die Übertragung des Lebens von Planet zu Planet.



Band 22.

M. Wilhelm Meyer, Weltkatastrophen. Betrachtungen über die zukünftigen Schicksale unserer Erdenwelt.

198 Seiten.

Preis elegant geb. Mk. 1,50.

Inhalt:

Vorbemerkung. — Der Tod als Schöpfer des Lebens. — Sintfluten und Erdbeben. — Die Sternschnuppen und der Weltstaub. — Können die Kometen uns gefährlich werden? — Die Meteoriten. — Die Weltkatastrophe im Sternbild des Perseus. — Der Planet Eros, ein Weltsplitter. — Die Rettung des Lebens aus Weltuntergängen. — Die Sonnenstrahlung und die Zukunft der Erde. — Das Leben, ein Phönix aus den Flammen. — Wie sich das Leben auf den Himmelskörpern vor dem Kältetode schützt. — Die Weltkörper auf dem Wege zwischen Tod und Neugeburt. — Auf-erstehung.

Band 23.

Karl Fuchs, Ritterburgen und ritterliches Leben in Deutschland. Mit 16 Abbildungen. 187 Seiten. Preis elegant geb. Mk. 1,75.

Inhalt:

Vorwort. — Das ritterliche Zeitalter. — Entstehung des Rittertums. — Ritterbürtigkeit. — Zeitliche Begrenzung. — Rechte und Pflichten des Rittertums. — Die ritterliche Behausung. — Stand der Burgenforschung. — Anknüpfung an römische und altgermanische Bauweise. — Einteilung der Burgen. — Begriff der Burg. — Einteilung der Burgen nach der Lage. — Zeiträume des Burgenbaues. — Die Bestandteile der deutschen Burg (Befestigungen, Wohngebäude und deren Einrichtung). — Wiederherstellung von Burgenresten. — Der Krieg Rüstung. Waffen. — Das häusliche Leben. — Das Familienleben. — Die Tracht. — Anmerkungen.

Band 24.

Franz Henkel, Der Kampf um Südwestafrika. Mit 11 Abbildungen und 1 Karte. Preis elegant geb. Mk. 1,75.

Inhalt:

Zur Geschichte der Besitzergreifung. — Von Bremen nach Windhuk. — Das Land. — Die farbige Bevölkerung unseres Schutzgebietes. — Wir und die Eingeborenen. — Die Landgesellschaften. — Falsche Sparsamkeit. — Wetterleuchten. — Der Aufstand der Bondelzwarts. — Der Hereroaufstand. — Selbsthilfe. — Siegeszug der Kompagnie Franke. — Die erste Hilfe aus der Heimat. — Im Süden der Bahn Karibib-Otjandja. — Oberst Leutweins Gefechte bei Dnyanjira und Oviumbo. — Generallst. v. Trotha im Schutzgebiet. — Der Kampf um den Waterberg. — Die Vernichtung



des Hererovolkes. — Der Hottentottenkrieg. — Morenga. — Der Abfall Hendrik Witbois. — Oberst Deimling im Hottentottenlande. — Im dreitägigen Ringen um Groß-Nabas (von Pastor Schmidt). — Der Kampf mit Morenga und der Zug in die Großen Karrasberge. — Weitere Kämpfe gegen Morenga bis zum Gefechte bei Hartbeestmund. — Die Kämpfe im westlichen Namalande gegen Cornelius (Oktober 1904/5). — Hendrik Witbois Verzweigungskampf und Ende. — Schwierigkeiten der Kriegführung im Süden. — Die Jagd auf Cornelius. — Morengas Vertreibung und Ende. — Rückblick und Ausblick.

Band 25.

Johannes Dietze, Griechische Sagen. I. Band. 213 Seiten.

Mit 3 Abbildungen.

Preis elegant geb. Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort. — Weltentstehung und Götterkämpfe. — Die Götter. — Anfänge der Menschen. — Geschlecht der Kolos (Argonautensage). — Arkadische Sagen. — Attische Sagen. — Geschlecht des Inachos und Belos. — Thebanische Sagen.

Als Band 26 gelangt später zur Ausgabe:

Johannes Dietze, Griechische Sagen. Band II.

Band 27.

Wilhelm Dallentin, Streifzüge durch Pampa und Kordillere Argentiniens.

Mit 9 Illustrationen und einer Karte.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Eine Estancia in der Steppe. Die argentinische Pampa. — Durch die Pampa nach Mendoza. — In den Kordilleren. Über den Cumbre-Paß. Der Inka-See. — Die Pampa-Central. Santa Rosa de Loay. Natürliche Beschaffenheit. — Ein Völkergemisch. Dorffiedelung der Deutsch-Russen. Eine jüdische Kolonie. Puan. General Acha. — Strauße. Zum Rio Colorado. Beim Asado. — Die Gauchos. Sitten und Gebräuche. — Die verzauberte Stadt. — Der König der Seen. Am Lago Rafael Huápi. — Über die Kordilleren nach Puerto Montt (Chile). Der Esmeralda-(Allerheiligen-)See. Am Lago Planquihué. — Am Rio Senguerr. Indianer. Der Puma (Silberlöwe). Guanacos. Im Tal des Schweigens. Am Rio Mayo.

In Aussicht genommen u. teilweise in Vorbereitung sind folgende Bände:
Otto E. Ehlers, An indischen Fürstenthöfen. Bd. 1 u. 2. — Johannes Dietze, Deutsche und nordische Sagen. — C. E. Gleye, Baltenland. — Scheel, Kolonialgeschichtliches. — Sadée, Deutschland zur Römerzeit.

Von demselben Verfasser sind in gleichem Verlage erschienen:

Chubut Im Sattel durch Kordillere u. Pampa Mittel-Patagoniens

Mit 47 Illustrationen nach photographischen Original-Aufnahmen. 8°. 228 Seiten.

:: :: :: Preis: Geheftet Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—. :: :: ::

Der Tag (Berlin):

Der Verfasser kennt bereits Neuguinea, Kamerun, Südafrika und Brasilien. Sein Blick ist vor Einseitigkeit geschützt. Auch ist er nicht bloß Theoretiker, sondern auch Praktiker. Vallen- tin beschreibt nun das Gebiet Chubut. Keine sonderlichen Abenteuer. Dafür viel von Land- wirtschaft, von Geologie und Meteorologie und Handel. Viel ethnologische Beobachtungen, zoologische und jagdliche Nachrichten, Volks- tradition, worunter eine, die an die Glocken des versunkenen Vineta erinnert; somatische Anthropologie verschiedener Indianerstämme wie der Mapuche und der Tehuelchen, Ver- lehrsfragen; endlich Politik und Geschichte, dabei sehr wertvolle und zum Teil völlig neue Beobachtungen über die Verteilung der ein- zelnen Nationalitäten in Südargentinien. So hat meines Wissens noch niemand die merk- würdige Geschichte der Siedler von Wales dar- gestellt. Besonders der Stil des Buches ist spritzig wie der Wein der oberen Mosel und zeugt von frischer Anschauung, vom Blick des Malers.

Petermann's Mitteilungen:

... so hatte dies Buch ein besonderes Interesse für mich, weil ich die Wahrheit der lebensfrohen Schilderung von Land und Leuten konstatieren kann, anderseits weil mir aus dem Inhalt der Fortschritt, den das Territorium in den letzten zehn Jahren gemacht hat, deut- lich ersichtlich wurde.

Hamburger Nachrichten:

Es ist höchst verdienstvoll, daß der un- ermüdliche Forschungsreisende auf dieses, Chile benachbarte Hinterland zu einer richtigeren wirtschaftlichen Einschätzung Chubuts und Südargentinien überhaupt hingewiesen hat. Eine Periode rapidesten Aufschwunges scheint hier in nicht allzu großer Ferne zu liegen. Nach Vallen- tins Ansicht, der in das Dunkel des patagonischen Hinterlandes gründlich hin- eingeleuchtet hat, wird die Schaffung eines Kommunikationsmittels vom Gebirge zur Küste mit einem Schlage dem Gebiet ein anderes aus- sehen geben.

Braunschweigische Landeszeitung:

Die Ergebnisse seiner Forschungsreise bringt sein Buch. Es soll in großen Zügen einen Überblick über die dortigen Verhältnisse geben, zunächst dazu beitragen, die herrschenden Vor- urteile zu beseitigen und womöglich Anregung zur weiteren Erschließung Chubuts geben. Der Leser wird es nur mit Befriedigung aus der Hand legen.

Stuttgarter Schwäbischer Merkur:

Der Verfasser erachtet es für seine nationale Pflicht, auf die Wichtigkeit Chubuts hinzu- weisen, die von englischen Unternehmern längst erkannt und gewürdigt wird. Da das Buch keineswegs eine trockene volkswirtschaftliche Abhandlung ist, sondern anregend und fesselnd geschrieben, ist es der allgemeinen Aufmerk- samkeit wert.

Zeitschrift

der Gesellschaft für Erdkunde:

Das recht hübsch geschriebene Buch unter- richtet dementsprechend vor allem über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, kann aber auch als ein Beitrag zur Landeskunde eines überhaupt noch wenig bekannten Ge- bietes nur willkommen sein.

Zeitschrift

für Süd- und Mittelamerika:

Nicht nur, daß die Arbeit Vallen- tins über einen uns Deutschen bisher noch fast un- bekannten Teil des südamerikanischen Kontinents eine Fülle wertvollsten Lichtes verbreitet, sie zeichnet sich auch durch eine so glänzende — wo es sich um Natur Schilderungen handelt, geradezu poesiedurchtränkte — Darstellung aus, daß allein schon um ihretwillen niemand eine Ausgabe von 5 M. für das broschürte oder 6 M. für das gebundene Exemplar bereuen dürfte.

Paraguay, das Land der Guaranis.

Mit 38 Illustrationen nach photographischen Original-Aufnahmen.
8°. 324 Seiten. Preis broschürt M. 6.—, eleg. gebunden M. 7.—.

Jetzt liegt ein neues Werk von Dr. W. Vallengin vor: „Paraguay“, in welchem der Verfasser die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes in lebendiger, fesselnder Sprache schildert. Die Arbeit läßt deutlich eine vorzügliche Befähigung in der Beurteilung fremder Verhältnisse auf Grund eigener Anschauungen, die ihm eine hervorragende Beobachtungsgabe und unermüdlicher Forscherfleiß verschaffen, erkennen. Eine eigenartige, lobenswerte Weise besitzt übrigens der Verfasser, um einen Stoff, der unter anderen Umständen vielleicht ermüden würde, interessant zu machen: die oftmalige direkte Wiedergabe des Gesprächs, sei es mit seinem eingeborenen Führer, sei es mit einem Fremdling, dem er auf seinen Ritten begegnet ist, seien es amtliche Personen, bei denen er über diesen oder jenen Punkt Aufklärung sucht. Mit Spannung liest man diese Dialoge bis zu ihrem Ende und trägt aus dieser Form der Belehrung einen Schatz weg, der besser haften bleibt als manche andere Schilderungen. Das Buch vermittelt mit seinen charakteristischen Illustrationen eine treffliche Vorstellung von der eigenartigen Schönheit des Landes und dem Typus seiner Bevölkerung. Auf jeden Fall ist es das erste Werk, welches das relativ kleine Ländchen so eingehend schildert, daß man nach seinem Studium einen bedeutend vermehrten Wissensschatz davonträgt.

(New Yorker Staats-Zeitung.)

... ist es keineswegs unangezeigt, wenn in Publikationen gleich denen, die Dr. Vallengin herausgegeben hat, ausdrücklich auf jene Gane und Territorien verwiesen wird, wo deutsches Schaffen besonderen Anwert findet. Und was er in seinem Buche über Paraguay sagt, über Klima und Bodenbeschaffenheit, über Natur und Handelsprodukte, vor allem aber über die Ausichten, die landwirtschaftlich qualifizierte junge Leute dort haben, macht sein Buch zu einem überaus lesenswerten für jene Kreise im alten Lande, deren politischer und wirtschaftlicher Blick durch die jeweiligen Staatsgrenzen nicht beengt wird. Es ist ungemein erquicklich, solche Bücher zu lesen, wie das von Dr. Vallengin. — Dabei sei noch auf zwei Momente hingewiesen, die dem Werke eine eigenartige Signatur geben. Vallengin ist ein modern denkender Mann, es ist durchweg der kulturelle und politische Fortschritt, der aus seinen Schriften atmet, und doch behindert ihn dies nicht, in Worten tönendster Anerkennung der Verdienste zu gedenken, die sich einst die Jesuiten um die Erschließung und Urbarmachung des Landes erworben haben. Das ist eben die Art des deutschen Historikers, der der Tages Tendenz kein Wort einräumt, wenn er zu Gericht sitzt. Dann aber auch fehlt es nicht an Bemerkungen voll bedeutsamer kritischer Schärfe.

(Neues Wiener Tageblatt.)

Ein unerschlossenes Kulturland

Néuquén und Rio Negro

229 Seiten, mit 47 Illustrationen nach photographischen Original-Aufnahmen.
:: :: :: Preis: broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.— :: :: ::

Deutscher Reichsanzeiger:

. . . Der ganzen fesselnden Schilderung ist anzumerken, wie der Verfasser sich, in der Vergleichung mit anderen bereits von ihm durchforschten, gleichfalls mehr oder weniger noch unerschlossenen Gebieten beider Hemisphären, seine eigene Meinung gebildet hat. Daß diese auf eigenen Wahrnehmungen und fleißigem Studium von Land und Leuten beruht, tritt namentlich auch bei den Erwägungen der wirtschaftlichen Verhältnisse und deren Bewertung für Auswanderung und Besiedelung hervor. Die von ihm bereisten weiten Gebiete Argentiniens verdienen, nach den Ausführungen des Verfassers, die Bezeichnung eines unerschlossenen Kulturlandes, das mit seinen natürlichen Schätzen und Reichtümern noch der Erschließung harret. An der Hand zahlreichen Beweismaterials wird dieses von der Natur so begünstigte Territorium als ein Zukunftsland für deutsch-germanische Kulturarbeit bezeichnet. Das Buch breitet die Vorzüge der patagonischen Länder gewissermaßen in plastischen Bildern vor den Augen seiner Leser aus. Es sucht dadurch die vielfach in Deutschland noch herrschenden Vorurteile und irrigen Meinungen über jene Gebiete, die es als ein wahres Wunderland bezeichnen, zu zerstreuen und den Blick der in Betracht kommenden Kreise dorthin zu lenken. Es sind aber keineswegs trockene statistische, topographische und geographische Angaben, die zu dem Zwecke geboten

werden, sondern es enthält der Text eine solche Fülle lebensfrischer Schilderungen nach allen Richtungen hin, daß dadurch dem Lesenden das geschilderte Gebiet völlig vertraut wird. Namentlich versteht es der Verfasser, den Charakter von Natur und Volk so malerisch wiederzugeben, daß auch hiermit ein überzeugungsvolles, farbenreiches Bild dargeboten wird. Die Sprache des Werkes ist fließend und unterhaltend, besonders auch, weil sie oft in Dialogform gehalten ist.

Thurgauer Zeitung:

Mit Unrecht ist bis jetzt Argentinien von den Auswanderern vielfach vernachlässigt worden. Und doch werden ja die Verhältnisse in Nordamerika von Jahr zu Jahr ungünstiger, abgesehen davon, daß die Behörden der Vereinigten Staaten die Einwanderung möglichst zu erschweren suchen. Da kommt nun das Buch von Dr. W. Valentín, dem ehemaligen Burenkapitän und erfahrenen Forschungsreisenden, sehr gelegen, durch das an Hand genauer und sorgfältiger Beobachtungen die außerordentlich günstigen Besiedlungsmöglichkeiten des nördlichen Patagoniens festgestellt werden und zugleich ein packendes und farbenreiches Bild jener fernen Kor-dillerenlandschaften geboten wird, in deren üppigen, fruchtbaren Tälern Ackerbau und Viehzucht sich mit Glück heimisch machen könnten. Wir möchten die Lektüre allen, die sich für ferne Länder und fesselnde Reiseschilderungen interessieren, warm empfehlen.

Argentinien

und seine wirtschaftliche Bedeutung
für Deutschland ... Von Dr. W. Vallentin.

47 Seiten. Preis 40 Pfg.

Tilsiter Allgemeine Zeitung:

Der Verfasser vertritt darin nach eingehender Besprechung der geographischen, der Boden-, klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes die Ansicht, daß die gemäßigte Zone Argentiniens und sein südlicher Teil Patagonien für die germanische Rasse von unermesslicher Bedeutung seien. Dort liege das Zukunftsland deutscher Auswanderung.

Wiener Neue Freie Presse:

Soeben ist eine kleine Schrift erschienen, in welcher der Forschungsreisende Kapitän Dr. W. Vallentin seine Eindrücke über Argentinien niederlegt und manche bemerkenswerte Anregung dabei gibt. Dr. W. Vallentin weist darauf hin, daß es wenige Staaten gibt, die für deutsche Auswanderer so geeignet seien, wie eben Argentinien. Die mittleren und namentlich die südlichen Teile Argentiniens sind den europäischen Ansiedlern zu empfehlen.

Berliner Börsen-Zeitung:

Dr. W. Vallentin schildert die Vorzüge der geographischen Lage des Landes, des günstigen, äußerst gesunden Klimas; die allgemeine Bodengestaltung, das herrliche Kordillergebirge, die gewaltige Pampa, das zukunftsreiche, leider noch so unbekanntes Patagonien, das namentlich für die germanische Rasse alle Vorteile einer wirtschaftlichen Entwicklung biete. Er schildert dann die Möglichkeit, überall da, wo in der trockenen Jahreszeit Wasserarmut herrscht, durch künstliche Bewässerung ertragreichen Boden zu schaffen.

Deutsche Tageszeitung:

Der Verfasser hat Länder und Meere auf beiden Hemisphären unseres Erdalles und in allen Zonen gesehen. Er hält Argentinien für geeignet, deutsche Auswanderer aufzunehmen und ihnen in der Betreibung der Landwirtschaft eine zusagende Beschäftigung zu bieten. Durch die deutschen Auswanderer soll der deutsche Absatzmarkt erweitert werden.



27962